SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

DRITTER JAHRGANG

HEFT I 1961

LUDWIG RICHTER „Der kleine Teich"

Inge Thiele

ENTRÜCKTES PRAG

Vorüber sind die Stunden auf beglänzten
Terrassen, hoch über der Stadt.
Unwiederbringlich die Nächte: dunkler, silberdurchwirkter Hintergrund grüner
Mondmaske, gespielt vom Strom [Kuppeln,
unter der steinernen Brücke,
Schwüler Duft — Jasmin und leiser Ruch von Verwesung
aus streng ummauerten Gärten uralter Klöster.
Steile Gassen, unbewohnte Paläste, immer verschlossene, schwere Portale,
Laubengänge, beschlagen mit Tau-Anhauch der Geisterstimmen.
Weiden an reglosen Wasserläufen,
schwarzen, toten Wassern, den Augen der blinden Mädchen gleichend,
die abseits am Ufer wohnen, im weißen, sehr stillen Hause.
Mittagsglut über dem Hofgeviert des Loretto; Schatzkammer, kühle Gelaße,
Verblichene Bilder — heilige Margherita und andere.
Der böhmische Nepomuk unter Simsen und Giebeln. Auf leeren Plätzen
Schnee welker Akazienblüten.
Vorbei! Wir betreten die marmornen Kirchen nicht mehr. — Nie mehr?
Weihrauchwolken verhüllten die Krone, das goldgestickte Kleid des Kindes Jesu,
die verdorrte Diebshand, aufgehängt in der Nische.
Düstere Pracht des Karfreitags, der Ampeln am heiligen Grabe!
Nie mehr!
Nur die braunen Kähne der Fischer wie einst inmitten des Flusses . . . . .

Heimat und frühe Wanderungen

Distanz und Abwehr gegenüber dem engen Provinzialismus, der manchen von uns zum „peregrinus in patria", zum Fremdling in der Heimat zu machen drohte: das waren frühe Folgen der Tatsache, daß unsere Heimat gleichsam in der Luft, im Bereich eines politisch nicht vorhandenen Deutschlands schwebte. Eines Deutschlands, das wir leidenschaftlich in Literatur, Sprache, geistiger Gemeinschaft einer „gesamtdeutschen", nicht nur-preußischen und nicht nur-österreichischen Geschichte, wie sie viel später von Srbik schrieb, und nicht zuletzt in den Landschaften eines nach Südost- und Osteuropa hin offenen Mitteleuropas erlebten. Wenn wir wanderten, und das taten wir schon einige Jahre, bevor der „Wandervogel" und die „Jugendbewegung" entstanden, so gingen wir den Spuren Gottfried Kellers und J. P. Hebels so gut nach wie denen W. H. Riehls und vor allem Adalbert Stifters, und wenn wir „zu spielen" schienen auf diesen Wanderfahrten, so wuchsen wir in Wahrheit in ein künftiges Europa hinein, das aus einem mitteleuropäischen, festgefügten Kern hätte herauswachsen sollen — wenn das Schicksal, das 1914 gewaltig und zerstörend an die Pforten unseres Lebens pochte, es nicht anders gewollt hätte.

Diese Wanderungen und die geliebten Meister der Sprache, von deren Geltungsgebiet wir ausgingen, bestimmten unsere Jugend in starkem Maße. So wenig wir in der von Fremden überfluteten Vaterstadt mit ihrer verwüsteten nächsten Industrieumgebung zuhause waren — so sehr waren uns Heimat die böhmischen Wälder, das herbe Erzgebirge mit seinen frischen Wiesen, seinem Fichtendunkel, seinen geheimnisvollen Hochmooren, seinen Fernsichten auf das Tiefland und zu den Basaltkegeln des böhmischen Mittelgebirges hinüber; diese altvulkanischen Berge selbst in ihrer bunten, fast fremden Flora und ihren ins Tschechische hinauswallenden, sonnigen Hügeln und fruchtprangenden Elbeufern; das gewaltige nordische Riesen- und das traumhaft abgelegene Isergebirge; der naturversunkene, schon zu den Donauniederungen und den fernen Alpen hinüberblickende Böhmerwald. Diese Waldwälle rings um das „Herzland Germaniens", den uralten Kern Europas, bargen ein gewaltiges geologisches Epos und eine von den Urelementen der europäischen Geschichte gesättigte historische Schau: einen unendlich fruchtbaren Nährboden für die jugendliche Phantasie. Und wenn die Wanderungen mit der Reife der Jahre nach Innerösterreich, in die Alpen hinab nach Triest und Südtirol ausgriffen, so war das organisches Wachstum, während eine Reise nach Norden, nach Mitteldeutschland, an die Ost- und Nordsee und später Skandinavien mehr dem Willen, der Planung und dem Bewußtsein entsprang, daß im Norden und nicht in den stilleren Bereichen, die von Wien ausstrahlten, sich das Schicksal auch der engeren Heimat entscheiden würde. Auch das Schicksal jener „böhmischen Wälder", die wir so sehr liebten, und die man im „Reich" so wenig kannte, mit ihren träumenden Tälern, mit ihren einsamen Waldstraßen,

ihren kargen Dörfern auf alten Waldrodungen, aus denen die Vorfahren stammten, Väter und Urgroßväter, die Meiler gebrannt, Wälder gelichtet und Herden gehütet hatten. Sie hatten das Gemüt und die Phantasie der frühen Jugend erfüllt, ebenso wie die barocken Heiligen auf alten Brücken und die Schlösser in verwilderten Parks, die Dorfkirchen im nüchternen Empirestil oder späten Rokoko, diese ganze Mischung ehemaligen österreichischen Feudalwesens und neuer industriell-nüchterner Regsamkeit, die unsere Vaterstadt umgab. Hier waren Vergehendes und Vergangenes mit Werdendem und Ungewissem gemischt und im Erleben dieser engeren und weiteren Heimat bildete sich frühzeitig eine Vorahnung der Gegensätze, in denen dieser Kern Europas die Schicksalsspannungen des ganzen Erdteils gepreßter und bedeutsamer widerspiegelte als einförmigere und ausgeglichenere Landschaften des Südens und Nordens.

Etwas von diesen Kontrasten hatten schon die Väter und Vorväter in ihren Walddörfern an der böhmisch-sächsischen Grenze erfahren, wenn sie aus ihrem katholischen Kaiserlande hinübergingen in das protestantische, sächsische Fürstenland. Wie anders waren sie, diese böhmischen Erzgebirgler, geprägt, als die nahverwandten nüchternen sächsischen Nachbarn! Wie voll von Geschichten und Liedern, Sagen und uraltem Aberglauben, den die gegen alle Magie so tolerante katholische Kirche hier erhalten und gepflegt hatte, während sie dort drüben in den alten Bergstädten von reformatorischer Strenge abgedrängt worden war in mehr oder minder unerlaubte Bezirke. In Böhmen lebte bis in unsere Kinderjahre hinein noch das „Hamandel" auf den Wiesen im Mittagsglast, büßten noch die armen Seelen als Irrlichter für einen betrügerisch verschobenen Grenzstein, waren noch auffällige Felsgruppen düstere Mahnzeichen an gottlose Flüche, die ihre Strafe gefunden hatten, und der Bannspruch: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn", wurde noch von einsamen Wanderern in finsterer Waldnacht gemurmelt. Und wenn Gewitter die ärmliche Stube verfinsterten, in der die Kinder beim Klöppeln oder am Stickrahmen saßen und die Mutter wirtschaftete, dann wurde eine Kerze auf den Tisch gestellt und nicht nur der Rosenkranz wurde von der ganzen Familie laut gebetet, sondern es wurden auch die großen Bergkristalle, die man in klaren Bachbetten und auf alten Bergwerkshalden fand, auf den Tisch gelegt, magisch wirksame „Donnerkeile", die den Blitz abwendeten.

Und welche Welt der Magie, der Wunder-, Geister- und Zaubergeschichten tat sich auf, wenn an den langen Winterabenden die Leute mit ihren Stickrahmen und Klöppelsäcken in der „Rockenstube", wie sie in Erinnerung an das Spinnrad noch ihre Zusammenkünfte nannten, beisammen saßen. Diese ganze Vorwelt aber, von den Häuslern aus dem Harz und anderen Gegenden bei der Besiedlung des menschenleeren Waldlandes, meist nach dem dreißigjährigen Krieg mitgebracht, stand unter dem festen Regiment der Kirche und war gebändigt von dem, was der Pfarrer am Sonntag predigte oder als Sakrament spendete. Vom Urgroßvater auf den Großvater — das bezeugten alte Kaufbriefe in verschnörkelter Schrift — war das Haus ererbt worden, die Grundherrschaften hatten mehrmals, vom böhmischen Feudalherren bis zum Wiener Ringstraßenbanquier gewechselt, aber das lebendige, ausgeglichene und in aller Armut frohe Wäldlervölkchen war bei seinen Geschichten und alten Liedern geblieben, und der geisterabergläubige, hochgewachsene Familienvater, der bedächtig die Wiese mähte und ein Dutzend Kinder großzog, war am Sonntag

Dirigent des Kirchenchores und beherrschte mehrere Instrumente, so daß er einen schönen Nebenverdienst beim „Musikmachen" im wohlhabenderen Sachsen oder drunten in den reichen egerländischen Bauerndörfern herausschlug.
Solange sie in ihrem Dorf blieben, waren diese armen Dörfler, denen das Brot in harten Wintern bitter knapp wurde, trotz allem Herren. Gingen die Kinder hinab ins Karlsbader Industriegebiet oder hinüber nach Sachsen in die Textilstädte, dann waren sie mit einem Schlage Proletarier, und durch ihre Rückkehr und ihre Besuche veränderte das geliebte Dorf sehr schnell sein Angesicht. Jahrhunderte geborgenen Daseins waren in Jahrzehnten ausgelöscht und als im grauenvollen Frühsommer 1945 der fanatische Haß des anderen böhmischen Volkes, das aus den Industriezentren des Landes heraufkam, die armen Dörfer entvölkerte und die seit Jahrhunderten Ansässigen austrieb, ohne neue Bewohner heranzuführen, da war schon mancher junge Mensch aus den kinderreichen Dörfern in den Städten untergetaucht oder auch in ihnen hochgekommen, fleißig, treu, gewandt, wie dieser Schlag war. Der Hussitensturm von 1945 hat aber doch noch Wesentliches an Menschenheimat und Menschenwert gefunden, das er in blinder Gier zerstören konnte, ohne alle Kraft, Neues an die Stelle zu setzen. Schwellen, von vielen Geschlechtern ausgetreten, sind nun grasüberwachsen, Friedhöfe, in denen die Altvordern schlummern, die dieses Land der Wildnis entrissen, verwildern, die Türen hängen noch eine Weile in verrosteten Angeln, bis sie vermodern und die letzte Spur sorgender und regsamer Menschenhände vergeht mitten in der Mitte Europas, in einer zerstörten Einöde, der auch die Naturweihe des Waldes genommen ist. Dieses Waldes, der noch bis vor kurzem als ein Erbe aus heiligeren, Gott und der Natur näheren Zeiten schützend und das Kleinod bedeutsam bergend, das Kern- und Herzland Mitteleuropas umgab.
Diese Dorfheimat und die böhmische Grenzlandschaft, die wir an jedem schulfreien Tag von früh an genossen, hob sich umso frischer und heilsamer von unserem städtischen Alltag ab, als die Stadt, in der wir aufwuchsen, und ihre nächste Umgebung in außergewöhnlicher Weise durch eine zu plötzliche und unkontrollierte Industrialisierung zerstört war. Längst waren die alte Kurpromenade und das bescheidene Empireviertel, das durch Erinnerungen an Kaiser und Fürsten, an Goethe und Beethoven geweiht war, zurückgetreten hinter den Produkten einer wildgewordenen Maurermeisterphantasie und Bauspekulation. Die Gründerzeit, hier durch den nahen Kohlenbergbau und einige Industrien besonders stimuliert, war nicht ohne Folgen geblieben. Die alteingesessene, meist überalterte Bürgerschaft war von zugeströmten Elementen verschiedenster Herkunft überwuchert worden. Emporkömmlinge aus Sachsen oder Galizien, Arbeiter und Handwerker aus dem tschechischen Landesteil wie aus den armen Randgebieten nisteten sich in der ganzen Gegend ein und wenn wir zum Gebirge hinüber wanderten, kamen wir durch Arbeitersiedlungen so liebloser und verwahrloster Art, daß sie wie Aussatz in dem schönen alten Lande uns abstießen. Sie offenbarten die ganze Verantwortungslosigkeit jener frühen Industrieperiode, die im benachbarten königlichen Sachsen Kinderarbeit und ähnliche soziale Krankheiten erzeugt hatte, in Böhmen aber mit einem landfremden Unternehmertum und einem zunächst so gut wie wehrlosen, zusammengewürfelten Proletariat besonders große Zerstörungen angerichtet hatte. Hier wurzelten auch jene Sünden, die die tschechische Zuwanderung in diese rein deutschen Gebiete mit so viel sozialem Giftstoff sättigte, daß die nationalistischen und sozialen Ressentiments sich unheilvoll

und unentrinnbar mischten und gegenseitig steigerten. Die unzähligen Witze, über den ein entsetzliches Deutsch oder „Kuchelbemisch" verbrechenden tschechischen Wiener „Hausmaster" hatten sich bitter gerächt. Diese primitiven Gutsarbeiter, plötzlich in die Großstadt oder ins nordböhmische Industriegebiet versetzt, von der eigenen, schnell reich werdenden tschechischen Bourgeoisie vernachlässigt, höchstens zum fanatischen Chauvinismus erzogen, wurden die Zerstörer von Armee und Staat im ersten Kriege, endlich des eigenen tschechoslowakischen Staates nach dem zweiten Krieg.

Als kleiner Junge erlebte ich in der Heimatstadt eine kleine Szene, an die ich mich später oft erinnern mußte. Auf einem Spaziergang durch die Vorstadt sahen wir unseren tschechischen Schneider im Sonntagsstaat, mit knallroten Glacéhandschuhen. Würdevoll zog er einen Handschuh Finger für Finger ab, schneuzte sich in die Finger und zog dann den Handschuh wieder graziös an. Ich lachte und mein Vater mit. Plötzlich wurde er ernst und sagte: „Diese Leute werden einmal dort wohnen, wo wir jetzt sind. Wo dann die Leute aus der Königsstraße sein werden, weiß der Himmel." Das war etwas mehr als vierzig Jahre vor der Austreibung der Deutschen...

Die tschechische Unterwanderung vor allem rief den sogenannten Sprachenkampf hervor. Den tschechischen Minderheiten und Schulvereinen stellten sich die deutschen „Schutzvereine" gegenüber. Der fanatisch und demagogisch im Wiener Parlament geführte „nationale Kampf" zeitigte neben viel Lärm manche fruchtbaren Antriebe zu Schul-, Erziehungs- und Organisationsarbeit. Aber es fehlte dem deutschen Bürgertum meist an tieferer Einsicht in die eigentlichen Ursachen des „Sprachenkampfes", der zu gutem Teile ein Kampf um den Arbeitsplatz war; es fehlte ihm auch der Wille zu sozialer Reform. Man hätte alle Ursache gehabt, sich nicht nur um den tschechischen Schulmeister, Agitator, Hetzkaplan und politisierenden Advokaten, diese Vertreter der Halbbildung, die das Unglück der kleinen Völker Südosteuropas und des Staates wurden, sondern auch um den kleinen Heimarbeiter im Erz-, Iser-, und Adlergebirge zu kümmern, der, in die Hölle der ersten ungeregelten Industrieentwicklung geworfen, in elenden Wohnverhältnissen, skrupelloser Ausbeutung, sittlicher Verwahrlosung verkam. Es gehörte einiges dazu, sich aus diesem sozialen Dschungel in die Bürgerlichkeit durchzuarbeiten, in der die nationalistischen Studenten und die „Alten Herren" der Burschenschaften monopolistisch und gesichert alle Plätze einnahmen. Ich wußte zu viel aus den Erzählungen meines Vaters, dessen harte Gebirgsjugend ein Kinderspiel gegenüber den Lehrjahren in der Fabrik gewesen war, als daß ich nicht mit zunehmender Bitterkeit die Hohlheit der allzu bürgerlichen Feste und Veranstaltungen jener „Schutzvereine" empfunden hätte, die das Geld für Schulen und Organisation durch Bierfeste, Umzüge und Bazare aufbrachten. Schon damals tröstete ich mich mit dem Goetheschen Spruch, auf den ich gestoßen war: „Halt dich an Menschen nicht, halt dich an Sachen."

War aber denn die Sache, um die sich hier Menschen sammelten, rein genug, um eine Elite auszulesen und zu sammeln? Es gab „Idealisten", die aus dem „nationalen Kampf" Wettbewerb und aus dem „Sprachenkampf" Erziehungsarbeit machen wollten. Sie überschätzten ohne Zweifel die Kraft der nationalistischen Ideologien, ihre Fähigkeit, Auslese und Gemeinschaft zu schaffen. Dieses liberale, antiklerikale, vom österreichischen Klerikalismus ins liberale Extrem getriebene deutsche Bürgertum und das vereinsamte, radikalisierte deutsche Proletariat hätten anderer Kräfte bedurft,

sollte dem verhängnisvollen Gefälle Einhalt geboten werden, das der Katastrophe von 1918 entgegentrieb.
Dies alles: eine sozial verworrene, traditionslose Heimatstadt, eine schutzlos der ästhetischen und sozialen Verwüstung ausgesetzte Landschaft, eine in falschen und flachen Traditionen erstarrte bürgerliche Gesellschaft, Altersgenossen, die in öden Konventionen des studentischen Verbindungswesens Jugend und oft Gesundheit vergeudeten, eine unvergleichlich schöne weitere Heimat, legten den Grund zu einem damals noch naiv romantisierenden Konservatismus, der freilich noch viele Umwege gehen mußte, ehe er zur Klarheit darüber gelangen konnte, was es denn zu erhalten galt. Einstweilen schien uns das Reich jenseits der Grenze in seinem gewaltigen Fortschritt mehr Bürgschaften für die Erhaltung des Erhaltenswerten zu bieten als die in trüben und verworrenen Kämpfen sich verbrauchende Heimat.

Homeland and Early Wanderings / *Synopsis*

Rambling in the footsteps of Gottfried Keller, J. P. Hebel as well as of W. H. Riehl and A. Stifter, young Ullmann and his friends tried to escape the narrow provincialism of their native town in northwestern Bohemia by striving for a cultural community he calls all-German; a community which they hoped would supersede the merely Prussian or merely Austrian concepts of history then dominating. Thus they were looking out for a Europe which might have grown around the hard Central European core — unless the fate of 1914 had willed it otherwise.
Those rambles, undertaken before the "Wandervogel" and the "Youth Movement" came into existence, and those loved masters of our language shaped their young lives. Not their native town, scarred by industrialisation and teeming with strangers, but the great mountain walls and woods around Bohemia, that "heart of Germany" and ancient core of Europe, were their homeland. Naturally and organically their trips were later extended to the Alpine South as far as Trieste and the South Tyrol; whilst journeys to the North were planned affairs arising from the knowledge that in the North the destiny of their Bohemian world was to be shaped, which, with its mixture of Austrian feudalism and modern business and of everything that was then sinking or rising, showed a concentration of the old Continent's tensions which the more uniform landscapes of the North and the South did not show.
Such contrasts had been experienced already by the forefathers of Ullmann's generation when they left their Imperial and Catholic country entering Protestant Saxony across the near border. They had their stories and sagas full of ancient superstition wisely tolerated by Catholicism, whilst their sober-minded Saxon

neighbours had done away with them in reformatory strictness. That magic world tamed by the Church's firm regimen became alive, when the mountain cottagers gathered with their embroidery-frames and lace-bobbins on the long winter evenings. Maybe the tall father of the family, mowing his meadows, bringing up a dozen children gay in all poverty, and firmly believing in the old ghost stories, was the conductor of the local church choir, mastering quite a number of instruments and earning his extra money by "making music" in Saxony or on the rich farms near Egerland.

As long as these people remained in their villages, they remained masters in spite of penury. If, however, their children went down into the industrial towns, they returned proletarians, and soon they made the aspect of Ullmann's beloved villages change, too. And yet the Hussite storm coming up from the Czech lowlands in the terrible summer of 1945 found enough it could destroy without having the power of replacing it. Thus the cemeteries of the forefathers decay, the doors hang loose in their hinges, and civilisation is slowly disappearing in that ruined part of Europe's centre.

That countryside differed widely and refreshingly from Ullmann's everyday surroundings, since his town and its neighbourhood had been badly spoiled by sudden and uncontrolled industrialisation. Wild speculation stimulated by new coal-mining near by had brought upstarts from Galicia and Saxony, workers from the Czech parts of the country and its poor German border districts, and soon the old citizens were in danger of being ousted by the intruders. Speculating strangers and a wildly mixed homeless proletariat flooded the country, slums grew like eczema. The primitive Czech farmhands with their terrible German accent so much derided then were trained for chauvinism by their bourgeois Czech compatriots, who otherwise showed little interest in them, and a destructive mixture of social and national resentment paved the way for disaster. For it was those Czech proletarians who became the destroyers of state and army in the First Great War as well as the destroyers of their own Czechoslovak state after the Second.

When a small boy Ullmann and his father one day met their Czech tailor wearing his sunday best in a suburb. He had put on glaring red gloves which he carefully took off to blow his nose through his fingers. The boy laughed, but his father said: "These people will live one day where we live now. But Heaven knows where the people of the Königsstrasse will then be". — That was 40 years before the expulsion. Czech infiltration caused the socalled "Sprachenkampf" (struggle of languages). Though it brought some fruitful impulses in matters educational, the German middle classes showed lack of insight into its deeper causes (it was, above all, a fight for jobs) and lack of readiness for social reform. Instead of bickering with some Czech schoolmaster or lawyer ranting about politics, there should have been reason enough for them to look after the poor home-workers in the mountains going to the dogs in the first waves of unscrupulous industrialisation, and after the people in the slums falling victims to shameless exploitation and moral depravity. On the other side of the social jungle there was the world of the secure German bourgeoisie, in which nationalist students' corporations claimed a monopoly of good jobs and safe positions. Ullmann deeply felt the spurious emptiness of those beer festivals organised to collect the money for the maintenance of some Ger-

man school, etc. It is true, there were idealists trying to change the national struggle into straightforward competition, and the struggle of languages into education. But the liberal, anticlerical German bourgeoisie and the isolated and radicalised German proletariat of those times were not equal to the task of staving off the catastrophe of 1918.

In such surroundings, Ullmann says, the foundations were laid for his conservatism, which then was still naively romantic; and he had to go a long way before he began to see clearly what was really worth being retained. In the meantime the Reich, which was making stupendous progress then, seemed to hold better guarantees for such conservation than the homeland spending its energies in fruitless and perplexing quarrels.

Europa lebt seit dem Entstehen der großen Synthese zwischen Antike, Christentum und germanischen Ordnungsformen, seit dem Jahr 800 etwa, von seiner Mitte aus. So ist denn auch der Donaustaat, erst als Ostmark, später in Vertretung des Reiches Träger der Mitte Europas gewesen und seine völkerverbindenden Traditionen werden in demselben Augenblick wieder lebendig, da Europa mit neuen Aufgaben auf den Plan gerufen wird. Mit den neuen Aufgaben, die ihm aus äußerster Not, ihm als der Mitte zwischen Amerika und Asien, erstehen. Europa kann diese Aufgabe nur erfüllen, wenn es gestaltet ist, und es kann, wie im Beginn seiner Geschichte, nach dem Gesetz, nach dem es angetreten, nur von seiner Mitte her gestaltet werden. Das klingt utopisch in einem Augenblick, da seine geographische Mitte Anhängsel und Satellit des von Asien her teils geführten, teils bedrängten Bolschewismus ist. Aber es ist sinnlos, in die Illusion zu flüchten, als könne Westeuropa allein die Aufgabe, die Europa seit tausend Jahren gestellt ist, tragen. Wir gehen Entwicklungen entgegen, die durch Erschütterungen von unerhörtem Ausmaß den Beweis dafür liefern werden, daß Europa nicht ohne Mitte und die Welt nicht ohne Europa geordnet werden kann. *(Hermann Ullmann)*

Ernst Schremmer

Kosmos und Humanität

Oskar Kokoschka zum fünfundsiebzigsten Geburtstag und zu seinen böhmischen Bildern.

Als man Oskar Kokoschka (zugleich mit Marc Chagall) im vergangenen Jahr mit dem Erasmus-Preis auszeichnete, da war dies nur eine von vielen Demonstrationen, sein kosmisches Künstlertum und seine bekenntnishafte Humanität zu würdigen, die seit Jahrzehnten, und im Alter besonders eindringlich, aus dem mächtigen Programmwerk dieser genialen Doppelbegabung spricht. Der Maler und Zeichner, Bildhauer und Bühnenbildner, und der Dichter hat sein Werk nie bloß vom rein Ästhetischen her aufgefaßt, vielmehr mit Bloßlegen und Deklamieren auch das ethische Postulat verbunden — ein Grundzug übrigens böhmisch-österreichischen Erbes.

Auch als Lehrer, vor allem mit der großzügig angelegten „Schule des Sehens", den Sommerkursen auf der Salzburger Festung, zielt er darauf, Malen, Zeichnen und Schreiben vom Ethos her zu untermauern. Der charmante Plauderer kann zum unerbittlichen und gefürchteten Redner werden, wenn er seine Zuhörer selbst bei ihnen unpassend erscheinenden Gelegenheiten zwingt, Stellung zu beziehen. So legte er seine ganze Leidenschaftlichkeit in die Gedenkrede zu Rembrandts 350. Geburtstag, als er an dessen Grabe die Abstrakten attackierte. Bei Kokoschkas bisweilen kompromißlosen Exkursen, so, als er Künstler und Presseleute vor der Eröffnung seiner Münchener Kollektivausstellung schockierte, vergessen seine Kritiker zu leicht seinen revolutionären Anteil an der Entwicklung der modernen Kunst. Ein Mensch, der auf ein solches Werk zurückschauen kann und noch mitten drin im ungebrochenen, wenn auch nicht mehr so stürmischen schöpferischen Prozeß steht, soll und muß den allzu Vordergründigen und Lässigen unbequem sein.

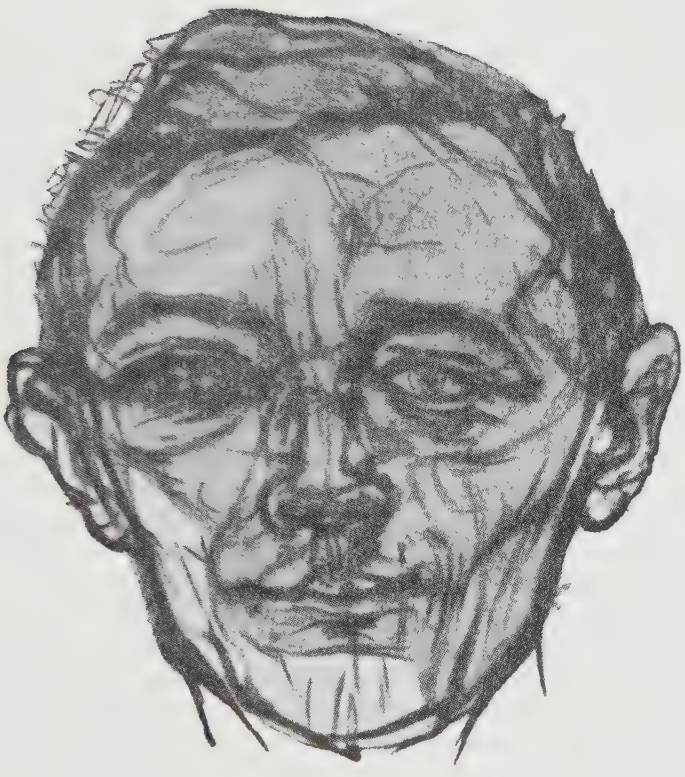
Eines Gesprächs an einem Sommermittag erinnere ich mich, oben auf der Hohensalzburg und dann auf dem Weg zur Pension zwischen Festung und Mönchsberg, den die dankbare Stadt verehrungsvoll „Oskar-Kokoschka-Weg" getauft hat. Noch angefüllt von der Arbeit des Vormittags und den Eindrücken der Korrektur an den Schülerarbeiten entwickelte mir Kokoschka, dessen Augen bisweilen noch deutlicher sprechen als sein Mund, worin er seine Aufgabe sehe in dieser Zeit, die er nicht allzu optimistisch beurteilte. Seine Kunst und seine Lehre betrachtet er zugleich als Kampf an zwei Fronten, gegen die öde Gleichmacherei und Knebelung der Kunst durch die Diktatur und gegen die allzu freizügige, das Menschenbild völlig zerstörende Kunstbetriebsamkeit in der freien Welt, die den anderen „drüben" nur in die Hände arbeitete. Und ich konnte in diesem Zusammenhang auch verstehen, daß er sich bei der Münchener Ausstellung so schroff von den Werken sowohl eines Picasso wie eines Buffet absetzte.

Kokoschka ist heute in Europa wie in Amerika zu Hause. Seine Bilder gehören zu den begehrtesten unter den gegenwärtigen Meistern, seine Stimme gilt sehr viel, wenn sie auch so manchem nicht angenehm in den Ohren klingt. Über die Ausstrahlung und die Dimensionen seiner Kunst soll hier nicht noch einmal geschrieben werden, nur über einige, freilich nicht unwichtige Ausschnitte aus seinem Werk, und das nicht von ungefähr.

Der in Pöchlarn geborene österreichische Maler bekennt sich zu seiner Herkunft aus Prag und Böhmen, mit dessen Atmosphäre ihn vielfältige, mehr als nur oberflächlich lebensgeschichtliche Momente verbanden.

Die väterlichen Ahnen waren in langer Reihe Kunsthandwerker, meist Goldschmiede in Prag. Der Großvater, der zum angesehenen Patriziat gehörte, war mit Smetana und dem Maler Manes befreundet und hatte an der Restaurierung der Wenzelskapelle mitgewirkt, für die er auch einen Kelch fertigte. Durch den Vater bekam Kokoschka viel von dieser Prager Atmosphäre mit, erfuhr von der humanistischen Erziehung (mit Lessings und Schillers Werken vornehmlich) im Prager Hause, vom Geiste Herders, aber auch der Welt des Biedermeier. Der abgedankte Kaiser Franz kam öfters in den Juwelierladen der Kokoschkas. Leitstern war für Kokoschka seit früher Zeit Johann Amos Comenius, den er später im vierten Akt des unvollendeten Schauspiels mit Rembrandt in Amsterdam zusammentreffen läßt und den er in seiner Gedenkrede auf den Förderer und Freund Adolf Loos als dessen Landsmann und Geistesverwandten heraufbeschwört. Des Comenius „Orbis Pictus" war das erste Buch, das Vater Kokoschka dem Knaben in die Hand gab.

Später, als sich Kokoschka in Prag um Förderung bewarb, berief er sich ausdrücklich auf seine Herkunft. Für seinen frühen Weg waren nicht wenig entscheidend der Brünner Architekt Adolf Loos, einer seiner Entdecker und sein erster Mäzen, und der in Jitschin in Böhmen geborene Wiener Kritiker und „Fackel"-Herausgeber Karl Kraus, dessen Essays „Die chinesische Mauer" er illustrierte. Loos und Kraus, die Dichterin Mechtilde Lichnowsky, die große Liebe Alma Maria Mahler (später Werfel) hat er mit anderen führenden Köpfen der Zeit im expressionistischen „Sturm" mit nervösem, fahrigem Strich gezeichnet. Alma malte er immer wieder, so als „Windsbraut". Eines der erregenden frühen Porträts, das Bildnis des Gönners Loos, hängt in den Sammlungen der ehemaligen Nationalgalerie in Berlin (zur Zeit im Charlottenburger Schloß). Kraus malte er wohl schon 1908 (Privatbesitz Neuss). Das zweite Bildnis von 1925 (Privatbesitz Zürich) trägt auf der Rückseite die Schriftzüge des Malers: *„Pro domo et mundo. Der Sessel, auf dem Karl Kraus für dieses Bild gesessen, ist nach der letzten Sitzung auseinandergefallen am 7. Feb. 25 und mußte der Tischler gerufen werden. Aus dem Schiffbruch der Welt jener, die mit Brettern oder Barrikaden vor der Stirn geboren sind, hast Du eine Planke zu einem Schreibtisch geborgen. OK"*. Daß vieles an Kokoschkas Porträts wie eine gemalte Psychoanalyse empfunden wurde, steigerte die Ungewöhnlichkeit ihres Eindrucks und die Erregung, die sie vor dem ersten Weltkrieg auslösten. Um 1912 hat er den 1889 geborenen Prager (und jetzt Wiener) Kunsthistoriker Karl Maria Swoboda gezeichnet. Die Kreidezeichnung trägt die Widmung „Meinem Freunde Karl Maria Swoboda". Swobodas erste Frau war das Modell für Kokoschkas „Konzert"-Folge 1920.



OSKAR KOKOSCHKA „Karl Maria Swoboda"

Kokoschka war und ist aber auch der Porträtist der europäischen Städte. Viele seiner expressiven, oft einem Neubarock im Gefolge österreichischer Repräsentativkunst oder Tiepolos zugezählten Städtelandschaften sind heute die begehrtesten Objekte großer Sammlungen, und vor allem die deutschen Städte bewerben sich zunehmend um die Gunst, von Kokoschka „porträtiert" zu werden.

Leider ist von der großen Serie der Bilder kaum etwas in Deutschland erreichbar, die er in den Jahren 1934 bis 1938 in der Väterheimat Prag malte, wohin er sich vor Hitlerherrschaft und Austrofaschismus zurückgezogen hatte. Auf dem Höhepunkt seiner Verzweiflung über die politische Entwicklung ging er aus der Moldaustadt, aus der er in die selbstgewählte englische Verbannung seine Gattin Olda mitnahm. Die Frucht jener Jahre ist heute in öffentlichen Sammlungen und in Privatbesitz in Prag und in Mährisch-Ostrau, in Großbritannien und in den USA verstreut, wenig nur in den freien Ländern des Kontinents. Das 1934/35 entstandene Gemälde „Prag, von der Villa Kramarsch gesehen" (Privatbesitz Prag — wir sahen die meisten dieser Bilder vor wenigen Jahren auf einer vom Freunde Fritz Welz aus der Tschechoslowakei nach Salzburg, Linz und Wien gebrachten Ausstellung) ist von stärkster farblicher und malerischer Konzentration. In seiner dramatischen Stufung von Kleinseite, Burgberg und Laurenziberg, Moldaufluß und Brückengestaffel, den Türmen der Altstadt unter dem vielfarbigen, vielschichtigen Himmel mit seinem gestammelten Wolkengehäuf strahlt dieses Gemälde eine apokalyptische Wirkung aus, die bei dem sensiblen und prophetischen Maler nicht von ungefähr die schweren Dünste einer aufgewühlten Geschichte und die Bedrohungen einer schwankenden Gegenwart und unheimlichen Zukunft zusammenzuraffen schien.

Um dieses Bild gruppieren sich, heute an verschiedenen Orten, damals von verschiedenen Punkten aus gemalt, zum Teil lichter und unbeschwerter, weitere Darstellungen Prags, unter denen der „Blick vom Kreuzherrenkloster" mit Moldau und Karlsbrücke, vielleicht gar nicht so unbewußt, in die Nähe von tschechischen Darstellungen der „Goldenen Stadt" geriet. Unter den etwa 100 Zeichnungen und Grafikblättern aus jener Zeit ist die um 1936 entstandene Bleistiftzeichnung „Karlsbrücke in Prag und Blick auf die Kleinseitner Schwemme" von geradezu klassischer Prägnanz in der Andeutung der wesentlichen Elemente dieser Jahrtausendstadt. Einige in diesen Jahren entstandene Ölporträts, darunter Bildnisse seiner Frau, gipfeln in dem „Selbstbildnis mit Stock".

Freilich ist das alles nur ein Bruchteil der Prager Ernte Kokoschkas. Winglers Oeuvreverzeichnis weist allein ein Dutzend weiterer Praglandschaften aus, von denen die meisten in den Vereinigten Staaten, einige verschollen sind. Nach Mitteilung von Kokoschkas Schwiegervater malte der Künstler abwechselnd an den beiden Fassungen des „Moldauhafens", der Vormittags- und der Nachmittagsstimmung. Die kleinere Fassung ist das herrliche Bild in der Österreichischen Galerie in Wien, die große hängt in Prag. Übrigens entstand 1937 auch eine schöne Landschaft um Mährisch-Ostrau.

Was uns heute besonders zum Nachdenken anregt und zum Verständnis Oskar Kokoschkas wichtig erscheint, sind drei Bilder:

Mehrere Jahre, bis 1936, arbeitete er, als Frucht seiner vielen Gespräche mit dem greisen Präsidenten über Comenius und die Humanität — die man gerade überall, nicht zuletzt in Prag selbst, zu verraten im Begriff war — an seinem ersten großen zeitallegorischen Bild. Dieses Porträt „Thomas G. Masaryk" (heute Privatbesitz New

York) ist in der Gesamtkonstruktion nicht sehr gelungen, am stärksten im Abbild des Schöpfers der Tschechoslowakei, mit dessen Abtreten ihr Ende begann, als man sich unter Beneš immer mehr vom Gedankengut des Comenius entfernte. Dieser erscheint im linken Bildgrund hinter Masaryk, aber größer als dieser visionär gezeichnet, auf die „VIA LUCIS", den „Weg des Lichtes", hindeutend. Es ist ein erschütterndes Dokument, das umso unheimlicher wirkt, als das Realporträt des todkranken Masaryk nicht weniger fern und irreal wirkt als das Idealporträt des großen Praeceptors Bohemiae et Europae und sich dieses Doppelbildnis vor einer typisch kokoschkahaften Prag- und Moldaulandschaft erhebt. Es ist undenkbar, daß man dieses mahnende Bild heute in Prag mitausstellen könnte.

Als der Maler 1937 zutiefst von seiner Einreihung unter die „entarteten" Künstler und seiner Bilder in die Ausstellung „Entartete Kunst" in Deutschland betroffen war, malte er sich in Mährisch-Ostrau ernst und in monumentaler Düsterkeit als „Entarteten Künstler" (Privatbesitz, Schottland).

Bezeichnend für Kokoschkas menschliche Einstellung ist auch der im Band „Oskar Kokoschka, Schriften 1907 - 1955" bei Albert Langen, Georg Müller, München, abgedruckte Brief an Dr. Alfred Neumeyer aus dem Jahre 1946. Darin heißt es: „Ich habe 1000 Pfund Sterling für das Krankenhaus in Stalingrad gegeben unter der Bedingung, daß der verwundete Feind genau so gut behandelt und zum besseren Verständnis erzogen wird.

Weitere 1000 Pfund gab ich im vergangenen Jahr für die Kriegswaisen der Tschechoslowakischen Republik. Ich erwartete dort nicht den politischen Wechsel, der zur Ausstoßung von drei und einer halben Million Bürger führte, von denen die Mehrzahl loyal zur Verfassung gewesen war. Nun möchte ich noch 1000 Pfund für die hungernden Wiener Kinder aufbringen . . ." (in englischer Übersetzung veröffentlicht im „Magazine of Art", Washington, italienisch unter dem Titel „Posizione umana dell intellettuale" in der Kunstzeitschrift „ Il Bacchino").

Vorausgegangen war der Satz: „Was mich noch am Leben hält, ist ein wachsendes Mitgefühl für das Elend unschuldiger Kinder."

Kokoschka, der mit Bild und Vorbild, als politischer Maler im Kriege, als Essayist, Vortragender und Briefeschreiber, als Mensch vor allem, ohne Rücksicht auf Nationen oder Fronten für den wahren Humanismus eintritt, wendet sich gegen alle Verallgemeinerungen wie Kollektivschuld usw. in einem gedankenreichen und kühnen Programmbrief im Dezember 1945 an das britische Volk: „A petition from a foreign artist to the rigteous people of Great Britain for a secure und present peace, humbly and tendered signed by Oskar Kokoschka."

Und noch einmal Prag! „PRAGUE XI: NOSTALGIA" überschrieb er ein bald nach der Ankunft in London gemaltes Bild. Es ist wieder die Moldau, die alte Brücke und drüben der Hradschin. Aber all das liegt unter schwerem Gewölk, das Wasser scheint zu kochen, und über dem Ganzen ist ein Hauch der Schwermut, ist der Nebel Londons in den von Prag gemischt, ist Sehnsucht, Trauer, Heimweh.

Was besagen uns diese Bilder, außer ihrem genuinen künstlerischen Wert, ihrer bald mythischen, bald realistischen Kraft? Doch auch, wie sehr sich Kokoschka hier zu Hause fühlte, in gewußter, gewollter und ererbter Verwandtschaft und Hinneigung, daß sein Werk nicht nur aus österreichischen oder italienischen Elementen kommt, sondern gerade die Zwischenlage zwischen Expressionismus und Impressionismus, die

Farbe, seismographische Sensibilität, dramatische Wucht und das psychoanalytische Durchschauen der Menschen und der Zeit, viel Wissen aus diesem Raum, aus dem böhmischen Kessel mitbekommen haben. Was Oskar Schürer in der wohl großartigsten Stadtmonographie, die in deutscher Sprache geschrieben worden ist, für Prag leistete, das hat der Maler, der Dichter, der Dramatiker, das hat nicht zuletzt der Psychologe und Humanist Oskar Kokoschka im Zyklus seiner Pragbilder gültig gestaltet. Blättert man den für die frühen Jahrhunderte trefflich und objektiv, für die beiden letzten einseitig und unzulänglich zusammengestellten Band „Prag in Bildern aus fünf Jahrhunderten" von Zdeněk Wirth durch (1954 in Prag erschienen), so findet man keines der Bilder von Kokoschka, die doch so leicht zu erreichen gewesen wären. Ein einziges würde schon das seichte Geplätscher der Wiedergaben aus den letzten hundert Jahren vergessen machen.
Bezeichnend für Kokoschkas Eintreten für alle, die geschlagen und in Not sind (wie hat er seine Kunst für die hungernden Kinder seiner Heimat und Europas nach dem ersten und dem zweiten Weltkrieg eingesetzt und 1956 mit seinen Blättern für die Ungarnhilfe aufgerufen!) ist folgender Bericht Edith Hoffmanns (sie ist Monographin, Bibliographin und Biographin Kokoschkas, vor allem mit ihrem Buch „Kokoschka Life and Work") anläßlich des Porträts des Sowjetbotschafters Iwan Maisky, 1942/43 (Tate-Gallery, London): "Kokoschka had from the beginning intended to present this work to the Soviet Red Cross, and he succeeded in raising £ 1.000 for it which was given to the Stalingrad Hospital Fund. In a letter accompanying his gift he expressed his hope that it would help to heal the wounds not only of the heroic defenders of Stalingrad but for the wounded attackers as well, and that thus he desired to contribute something towards the stemming of the wave of hate with which the world was overflowing while the picture was painted."

Cosmos and Humanity / *Synopsis*

Remarks on OSKAR KOKOSCHKA and his Bohemian paintings (in celebration of his 75th birthday).

When Kokoschka received the Erasmus Prize last year, it was the cosmic element and the humanity professed in his art which were to be honoured. This painter and draughtsman, sculptor, scenic designer and poet has never worked as a pure aesthete, he has always combined declamatory pathos and revelation with ethical challenge — which, by the way, may partly go back to his Austrian and Bohemian inheritance.
In his teaching, too, e. g. in his School of Seeing, those summer courses on Salzburg Castle, he aims at founding all painting, drawing, writing on ethos. The pleasant talker may suddenly turn into an inexorable preacher: In his speech commemorating Rembrandt's 350th birthday he furiously attacked abstract art at the great Dutchman's tomb. Today's artists and newspapermen are often shocked at the

monomania of these outbreaks, and are apt to forget the revolutionising role he played in the development of modern art.

I remember a talk we had on the Hohensalzburg and on the path between the Fortress and the Mönchsberg (called "Oskar-Kokoschka Weg" by the grateful City). Kokoschka was expounding what he saw as his task in these times. He regards his art as well as his teaching as a fight on two fronts: against the dreary egalitarianism of gagged art in dictatorships, and against the too liberal bustle and fussiness in the Free World which destroys the image of man an only paves the way for "those from over there". I was beginning to understand why he had so harshly taken exception to Picasso and Buffet at the Munich Exhibition.

Kokoschka feels at home likewise in Europe and in America, and his paintings are among the works of art most sought-after in our days. Here we shall deal only with a few aspects of his oeuvre.

The painter, born at Pöchlarn, is quite conscious of his descent from Prague and Bohemia. Adolf Loos, architect at Brünn, was one of his discoverers and his first Maecenas, and Karl Kraus, born at Gitschin in Bohemia, editor of the "Fackel" in Vienna, whose essay "The Chinese Wall" he illuminated, was another important influence in his early years. He drew them as well as the poetess Mechthilde Lichnowsky and Alma Maria Mahler (later Werfel) and many leading expressionists for their periodical "Sturm". One of his provoking early portraits is that of his patron Loos, now at Charlottenburg Castle. Kraus was painted by him as early as 1908, and a second time in 1925. Many of his portraits were then called painted psychoanalysis and made a great stir before the First Great War. About 1912 he drew Karl Maria Swoboda, historian of art in Prague (now in Vienna); the chalk drawing bears the dedication "To my friend Karl Maria Swoboda." Swoboda's first wife was the model for Kokoschka's "Concert Series" of 1920.

But Kokoschka is also the portraitist of many European cities. His expressive city prospects, often following Austrian representative baroque painting or maybe Tiepolo, are among the most coveted objects of great collections, and German cities are getting increasingly anxious to be "portrayed" by him.

Between 1934 and 1938 he took refuge from Hitler and Austrian Fascism in Prague, the home of his ancestors; then, despairing of the political situation, he went into voluntary exile in Britain. Of the great number of paintings he painted in those Bohemian years, only few can be seen in Germany or the free countries of the Continent; they are scattered in private and public collections in Prague and Mährisch-Ostrau, or to be found in Great Britain and the U.S.A. The painting "Prague, seen from the Villa Kramarsch", dating back to 1934/5, is of strongest concentration in its colour scheme (privately owned, Prague — a few years ago we could see most of these pictures in a collection brought from Czechoslovakia by the painter's friend Welz to be shown in Salzburg, Linz, and Vienna). It is a painting of apocalyptic effect, the heavy fogs of a turbulent past, the mists of a dangerous and unstable present and of a weird future are in it.

Around this painting a number of pictures painted from various points are grouped, among which the "View from the Bethlemites' Monastery" with the Moldau and Charles' Bridge resembles Czech representations of the "Golden City". Among

his drawings and etchings — there are about a hundred dating from those years — the pencil drawing "Charles' Bridge in Prague and View of the Kleinseitner Schwemme" (the "Schwemme" being an old students' inn) comprises the essentials of that millennial city in classical clarity. His oil portraits of those years culminate in his "Selfportrait with a stick".

The paintings mentioned are only a small fraction of the crop Kokoschka gathered in Prague. Wingler's catalogue of his works lists a dozen more vistas of the city, most of which are in the U.S.A. The two versions of "Moldau Harbour", according to the artist's father-in-law, were painted alternately; the smaller picture is the wonderful painting in the Austrian Gallery in Vienna, the big one is in Prague. In 1937 a beautiful landscape was painted near Mährisch-Ostrau.

There are three pictures that seem to us of special importance for our understanding of Kokoschka.

For several years he worked at his first allegorical painting "Thomas G. Masaryk" (today in New York), a fruit of numerous talks with the aged President. Behind the founder of Czechoslovakia, with whose withdrawal its decay set in, but taller than he, there looms in the left background the figure of Comenius, pointing to a Via Lucis. The realistic portrait of Masaryk, then already suffering from a fatal illness, makes an effect no less distant and unreal than the ideal portrait of the great Praeceptor Bohemiae et Europae; and behind them there rises a prospect of Prague and the Moldau typical of the painter. It is quite unthinkable that this warning picture should be shown in Prague today.

Kokoschka was deeply hurt when he was classed among the decadent artists in Germany; in 1937 he painted himself in monumental gloom as "Decadent Artist" at Mährisch-Ostrau. The picture is in Scotland today.

And Prague once more! "Prague XI: Nostalgia" is written above a picture painted soon after his arrival in London. Again there is the Moldau, the old bridge, the Hradschin, but heavy clouds are in the sky, and the water seems to boil. The painting breathes melancholy, longing, homesickness.

What do these pictures say about Kokoschka, quite apart from their artistic evidence? They show that he felt at home in Bohemia, and that his oeuvre did not grow only from Austrian and Italian roots. His standing between expressionism and impressionism, his seismographic sensitivity, his seeing through men and times have for a good deal come out of the Bohemian Kettle. What Oskar Schürer, in perhaps the grandest monograph of a city ever written in German, has done for Prague, Kokoschka has been able to express in these paintings.

Kokoschka has always taken up the cause of those distressed and beaten. After the First and the Second Great War he employed his art in relief work for the starving children of his country and of Europe, and in 1956 he called for support of the Hungarian refugees. This is what Edith Hoffmann in her monograph tells of him, after he had painted Iwan Misky, Ambassador of Soviet Russia, in 1942/3 (Tate Gallery, London: "Kokoschka had from the beginning intended to present this work to the Soviet Red Cross, and he succeeded in raising £ 1000 for it which was given to the Stalingrad Hospital Fund. In a letter accompanying his gift he expressed his hope that it would help to heal the wounds not only of the heroic defenders of Stalingrad, but of the wounded attackers as well."

OSKAR KOKOSCHKA „Portrait"

ERHARD MICHEL „Frau 1960“

Eduard Frank

Das Haus zur letzten Latern

Der Visionär Gustav Meyrink

I

„Er wohnt, wo kein lebender Mensch wohnen kann: an der Mauer zur letzten Latern." Dieser Satz aus dem Roman „Golem" hat eine leitmotivische Bedeutung. Schließlich siedelt Meyrink selbst in einem geistigen Raum, der den meisten Menschen unzugänglich scheint. Wie Athanasius Pernath stürzen sie ab, sobald sie am Fenster jenes „Zimmers ohne Zugang" vorbeigleiten, weil das existenzielle Seil, an dem sie sich festhalten, einfach reißt. Es gelingt ihnen nicht, die Seinskategorien zu versöhnen und „hüben und drüben ein lebendiger Mensch" zu werden. Und damit ist dann auch gleich das zweite Motiv angeschlagen, über dem sich Meyrinks gesamtes Lebenswerk erhebt . . .

Weil die Geistesgeschichte von Zeit zu Zeit Revisionen ihres Bestandes durchführen muß, treten auch Gestalten, deren Konturen verblaßt waren, mit einem Male wieder sichtbar ins Licht. Auch für Meyrink trifft das zu. Schließlich war nicht nur sein Leben ein ständiges Auf und Ab, auch seine literarische Wirkung erfüllte sich auf Wellenbergen und in Wellentälern. Als er die ersten Satiren im Münchner „Simplicissimus" veröffentlichte, begann man aufzuhorchen. Die Stimme wurde gehört: bis nach Frankreich, bis in den europäischen Norden. Jedoch erst mit dem „Golem" gelang ihm 1915 ein „Bestseller". Der Autor wurde Mode, sein Name ein Programm. Man spannte den Vergleichsbogen zu E. T. A. Hoffmann, zu Poe. Allenthalben wurde sogleich versucht, ihm das Atmosphärische seiner Gebilde abzugucken. Kundige Literaten folgten, ohne zu erröten, seinen Spuren; und zeigten dabei nur, daß ein bißchen Unheimlichkeit, eine Handvoll Gespensterei und geheimnisvoll tuendes Abracadabra noch lange keinen richtigen Meyrink ergaben. Im Gegenteil: die ungeratenen Schüler des Meisters bewiesen bloß, daß sie eben nur — Lehrlinge waren . . .

Um diese Zeit beschäftigte sich die Literaturkritik immer wieder mit Meyrink. Man suchte die passende Schublade für ihn. Bald verstaute man ihn beim Expressionismus, bald bei der Weltanschauungsdichtung, bald beim Sensationalismus, bald bei der Kolportageliteratur. Den Autor selbst focht das wenig an. Er ging bedächtig seinen Weg, schrieb nach dem „Golem" das „Grüne Gesicht" (1916), die „Fledermäuse" (1916), die „Walpurgisnacht" (1917), den „Weißen Dominikaner" (1921) und schließlich den „Engel vom westlichen Fenster" (1927). Dazwischen Erzählungen und Skizzen (manche würde man heute okkulte short stories nennen) und die (danebengeratenen) „Goldmachergeschichten" (1925). In allen Literaturkompendien stand er, vorsichtig gelobt oder heftig gescholten. Viele waren ihm herzlich gram, weil sie durch die Satiren, die „Des deutschen Spießers Wunderhorn" (1913) in die Welt hinausgetrompetet hatte, unsterblich lächerlich geworden waren.

Doch dann ging allmählich der Literatenwirbel vorbei. Es wurde still um Meyrink, man begann ihn zu vergessen. Als er (1932) starb, war er vom breiten Markt längst verschwunden. Seine Anhänger gingen in die Katakomben.

II

Indes: als diese erste Wirkung vorbei war, setzte eine zweite ein. Viel langsamer; viel weniger knallig und sensationell. Eine leise, aber in die Tiefe dringende Wirkung. Sie ging nicht von den ständig hektisch hinter dem Neuesten vom Neuen herjagenden Literaturkritikern aus, sondern von den Psychologen. Der Schweizer C. G. Jung entdeckte Meyrink als eine Persönlichkeit, die aus tiefer visionärer Quelle schöpfe: wie Dante, Nietzsche, Wagner, Spitteler, William Blake, E. T. A. Hoffmann oder Ridder Haggard, Benoit, Kubin, Barlach. Dieser Psychologe hatte auch ein echtes Verständnis für die besonderen Gesetze dieses Kunstschaffens. „Der Wert und die Wucht", fand er, „liegen auf der Ungeheuerlichkeit des Erlebnisses, das fremd und kalt oder bedeutend und erhaben aus zeitlosen Tiefen auftaucht, einerseits schillernd, dämonisch-grotesker Art, menschliche Werte und schöne Formen zersprengend, ein schreckerregender Knäuel des ewigen Chaos". Damit aber wird auch Verständnis bekundet für Grenzbezirke, deren eindeutige Zuordnung selbst dem Psychologen kaum mehr möglich ist. Denn dieses visionäre Schaffen „zerreißt" den Vorhang, auf dem die Bilder des Kosmos gemalt sind, „von unten bis oben und eröffnet einen Blick in unbegreifliche Tiefen des Ungewordenen. In andere Welten? oder in Verdunkelungen des Geistes? oder in vorweltliche Ursprünge der menschlichen Seele? oder in Zukünfte ungeborener Geschlechter?" Der Psychologe weiß es nicht; an dieser Stelle läßt auch Jung die Frage offen: er kann sie weder bejahen noch verneinen.
Etwas freilich wissen wir heute: daß Meyrinks Bücher eine ununterbrochene Konfession darstellen, Zeugnis eines Kampfes, die ständig seine geistige Existenz bedrohenden Dämonen zu überwinden. Auf drei Ebenen vollzog sich diese Auseinandersetzung. Zuerst auf der biographischen. Hier prallte der Haß gegen ihn, um ihn fast körperlich zu vernichten. Dann auf der literarischen. Hohn, Spott, Satire, Ironie fochten da wie spitze Florette und trafen manchen Gegner mit einem Herzstich. Aber auf einer dritten und höchsten Ebene, dort, wo sich das „Haupt der Meduse" erhebt, wird der traumatische Seelenzustand ins Metaphysische emporgesteigert. Der Haß mischt sich mit allen Ängsten einer gequälten Seele, vielleicht verschärft durch bewußte und unbewußte Schuldgefühle. Mit diesem „Medusenhaupt", wie es sich im „Weißen Dominikaner" drohend enthüllt, hat denn Meyrink auch zeitlebens gerungen. Es mag für ihn archetypisches Symbol gewesen sein, dessen Auftauchen aus dem kollektiven Unterbewußtsein ins helle Tageslicht er fürchtete. Stieg es aber auf, dann setzte ein geistiger Kampf auf Leben und Tod ein. Über welch dünne Schicht sich dabei der visionäre Kämpfer bewegt, ahnt der Leser. Und ein Grauen, das ihn überfällt, ist die Reaktion.

III

Um das ganz zu verstehen, muß man auch Meyrinks Biographie kennen. Schwer hat er unter seiner unehelichen Herkunft gelitten. Sein Vater war der württembergische Staatsminister Freiherr von Varnbüler. Auf dem Geburts- und Taufschein Gustav Meyrinks ist als Ort der Geburt und Taufe das Hotel „Blauer Bock" in Wien, Maria-

hilferstraße, angegeben; als Kindmutter Maria Meyer, geboren in Breslau, ev. AB, Eltern Friedrich August Meyer und Gattin Maria, geb. Abseger (welch letztere auch als Taufpatin fungierte). Diese Maria Meyer (oft verwechselt mit der jüdischen Schauspielerin Clara Meyer, die zur selben Zeit wie Meyrinks Mutter am Hoftheater in München wirkte) warf ein Leben lang dunkle Schatten in Meyrinks Dasein.
Noch andere Ängste indes erschüttern die Seele des Visionärs: archetypische Kräfte greifen nach ihm, über die lebende Generation der Eltern hinaus. Aber diese Verbindung zurück bringt nicht die Lösung, die zur Erlösung werden kann. Oder, wie es der Psychologe Leopold Szondi formulieren würde: es entstehen „Wahnbilder", die an sich sowohl an dem persönlich verdrängten (Freud), oder kollektiven (Jung), oder auch aus dem „familären" (Szondi) Unbewußten stammen können. Gerade aus dieser Schicht jedoch scheinen viele Gestalten der Meyrinkschen Visionen hervorzubrechen. Hier ist eine Struktur gegeben, zusammengesetzt aus Komponenten der gesamten Vorfahrenreihe, die — z. B. im „Weißen Dominikaner" — beim „Urahn" beginnt und bei Christopher endet. „Du sollst der Wipfel des Baumes werden, der das lebendige Licht schaut; ich bin die Wurzel, die die Kräfte der Finsternis in die Helligkeit schickt. Aber du bist ich und ich bin du, wenn das Wachstum des Baumes vollendet sein wird."
Die Unmöglichkeit, diese Dissonanzen harmonisch aufzulösen, bedingte wohl auch die chronische Bereitschaft zur Aggression: und damit die Fähigkeit zur tödlichen Satire. Lebensschwierigkeiten, in die ihn seine Herkunft als uneheliches Kind eines adeligen Staatsministers und einer bürgerlichen Hofschauspielerin immer wieder gebracht hatten, schufen die psychisch gespannte Situation. Bei einem nichtschöpferischen Menschen hätte hier bloß eine Flucht in die Neurose eingesetzt. Bei Meyrink dagegen erfolgten die Niederschläge schichtenweise und wurden produktiv.
Den Alpdruck als solchen empfand Meyrink unentwegt. Darum auch seine ständige Suche nach „Lösung": wobei die Form, die Hülle nicht einmal besonders wichtig ist. Im „Weißen Dominikaner" heißt sie geradezu symbolhaft „Lösung" (von Leichnam und Schwert) und ist hier in taoistisches Gewand gekleidet. Anderswo sind es buddhistische, kabbalistische oder sonstige Verhüllungen. Denn der Wege beschritt er verschiedene. Auch Irrwege waren darunter, obwohl er griffigen Antworten auswich und schematische Denkmodelle mied. Darum blieb er ein Sucher sein Leben lang.
Freilich: die psychologische Sicht ist nur eine unter mehreren möglichen. Aber sie ist vielleicht heute die zeitgemäßeste. Gerade heute, da man z. B. auch in Kafkas Dichtungen unheimlich visionäre Vor-Spiegelungen einer Welt erkennt, die erst lange, nachdem sie „erfunden" worden war, sich als künftige Wirklichkeit erwiesen hatte; gerade in einer solchen Zeit wird man zu Meyrinks Visionen eine neue Stellung beziehen müssen, weil hier nicht nur persönliche Affekte sublimiert sind, sondern weil Stellen im kranken Geflecht der Gegenwart vorhergeahnt wurden, deren Kenntnis Erschütterung auslöst. Erschütterungen, die von den einen als grauenhaft, von den andern als heilsam empfunden werden. Wege und Auswege sucht auch Meyrink. Antworten jedoch gibt er nicht. Er überläßt es jedem, sie selbst zu finden . . .

IV

Eng verbunden war seine biographische Existenz mit der magischen Stadt der Schwelle, mit Prag. Hier lebte er lange als Bankier; hier widerfuhr ihm schwerstes

Unrecht, das seine bürgerliche Lebensgrundlage zerbrach; hier fand er aber auch in Philomena Bernt die Gefährtin seines Lebens. An den Literaturstammtischen war er ein willkommener Gast. Im „Blauen Stern" scharte sich eine Gruppe um Meyrink und um den Prager Mystiker Karl Weinfurter, die neue Wege der Erkenntnis suchte. Auch in München und Wien sah man den blendenden Unterhalter gern. Peter Altenberg, Roda Roda, Egon Friedell, Ludwig Gànghofer, Paul Busson und zahlreiche andere kreuzten seinen Weg. Viel verdankte er dem Polyhistor und Globetrotter, Chemiker und Fabrikanten, Naturwissenschaftler und Philologen Fritz Eckstein: einem Genie des Gesprächs, das kaum eine Zeile veröffentlicht hat. Schätzer und Scharlatane, echte und falsche Mystiker, Heilige und Scheinheilige begegneten ihm: Symbole der Weisheit oder Warnung.

Wenn auch Meyrink schließlich Prag verließ, innerlich kam er nie wieder los von dem seltsamen Zauber dieser Stadt am dunklen Strom. Ihr blieb er verfallen für immer. Feinnervig wie kaum ein Zweiter erlebte er die Überschneidung der kulturellen Kräftewellen zwischen West und Ost und Nord und Süd im Schnittpunkt dieser hunderttürmigen Siedlung, deren Signaturen er kundig deutete. Er kannte die geheimnisvolle Magie der alten Gassen und Durchhäuser, der Paläste und krummwinkeligen Höfe, der verlassenen Gärten und einsamen Treppen. Steine begannen zu ihm zu sprechen und hinter der Welt des Sichtbaren erschienen die Konturen des Unsichtbaren. Oft war er in der Nacht die alte Schloßstiege hinaufgewandert, zum Alchymistengäßchen, zum Hirschgraben. Immer auf der Suche nach der „Lösung", nach dem „Hüben und Drüben"...

Und war es nicht mehr als bloß bewußtes Spiel, wenn Meyrinks Heim am Starnberger See, in dem er am 5. Dezember 1932 starb, den Namen jenes inbrünstig gesuchten Hauses an der Mauer des Hradschins trug, das seit sagengrauen Zeiten hieß: das „Haus zur letzten Latern"?

The House at the Last Lantern / *Synopsis*

Gustav Meyrink, Visionary and Mystic

"He dwells where no living man can dwell: at the wall near the lantern". This sentence from Meyrink's "Golem" is a sort of Leitmotiv — he himself settled in the end where most people never seem to penetrate; they fall down the precipice like Athanasius Pernath gliding past the window of that "room without access", they do not succeed in harmonising the categories valid here and those valid beyond.

In the history of the mind we are bound to revise its stock from time to time, and fading figures become clearly visible again. This is true of Meyrink, too. When he published his

Anm.: In neuen Ausgaben sind erschienen: „Des deutschen Spießers Wunderhorn" (Auswahl) Ullstein 1956 (Taschenbuch Nr. 118). „Der weiße Dominikaner", Avalun Verlag, Büdingen-Gettenbach 1957. „Der Engel vom westlichen Fenster", Heinrich Schwab Verlag, Büdingen-Gettenbach 1958. „Der Golem", Bertelsmann Verlag 1960.

first satires in the "Simplicissimus", he aroused attention at once, at home, in France and in the Northern countries. But only in 1915 he succeeded in writing a bestseller, the "Golem". He set a fashion with it, and expert penmen, without blushing, followed his example. Soon it became clear, however, that a pinch of the weird and a spoonful of spook and mystery are not enough to make a Meyrink novel. Literary criticism dubbed him an expressionist, sensationalist, philosophical novelist or simply called him a writer of penny-shockers. He did not care and went on writing, "The Green Face" (1916), "The Bats" (1916), "Walpurgis-Night" (1917), "The White Dominican" (1921) and finally "The Angel of the Western Window" (1927). In between he wrote stories and sketches (some would be called occult short stories today). Now he was to be found in the reference books of literature, cautiously praised or violently scolded, and hated by many, because he had made them the laughing stock of the world by his book "The German Philistine's Magic Horn" (1913). And then the noise of the literati began to die away, the world began to forget Meyrink. When he died in 1932, he had almost disappeared from the book market.

II

After that first effect had come to an end, another sort of efficacy set in, which was slower and less sensational: Meyrink was discovered by the psychologists. C. G. Jung, of Switzerland, saw that he was a visionary like Dante, Nietzsche, Wagner, Ridder, Haggard, Benoit, Kubin etc. "Value and impetus", he says, "are in the enormity of the experience, which, strange and cold or important and sublime, rises out of timeless depths, ambiguous, of a demonically grotesque kind, bursting through human values and beautiful forms, a frightening ball of eternal chaos". Here was understanding of those border districts of the mind. The visionary writer "tears" the curtain on which the pictures of our cosmos are painted, "from top to bottom and opens a view into incomprenhensible depths of the not-yet-existent. Into other worlds? Or into obscured areas of the mind? Or into primeval origins of the human soul? Or into future ages of generations yet unborn?" The psychologist does not know either.

But this we do know today: Meyrink's books are a continuous confession evidencing his fight against demons threatening his existence. On three planes it was carried on: In his biography — he experienced hatred in his life annihilating him almost physically; then in his literary career — his scorn, mockery, and satire hit his opponents hard; and on the third and highest plane the "Gorgonian Head" rises, hatreds and fears, sharpened perhaps by conscious and subconscious guilt, mix in his tormented soul. This Gorgonian Head threateningly revealing itself in "The White Dominican" may have been a symbolic archetype, the rising of which he feared throughout his life. And we feel horror when we divine how thin the layer was on which this visionary was battling.

III

To understand these things it is necessary to know his biography. He suffered severely from his illegitimate birth. His father was Freiherr von Varnbüler, state minister of Württemberg. According to his certificate of birth and baptism he was born (and baptised) at the hotel "Blauer Bock" in Vienna, Mariahilfer Straße, by Maria Meyer, born at Breslau, Protestant of Augustan Confession. That Maria Meyer, who was often mistaken for the Jewish actress Clara Meyer, also engaged at the Court Theatre of Munich at the same time, cast a dark shadow on him throughout his life. But there were other and older fears shaking him, archetypal powers rising from beyond the generation of his parents. Leopold Szondi, the wellknown psychologist, might say "phantoms" rose in his mind which might have come out of the personal subconscious mind (according to Freud caused by repres-

sion), or out of the collective subconscious mind (according to Jung), or out of that of the family (Szondi); but it seems to the author of this article that just out of the latter layer many figures of Meyrink's visionary writing have emerged. The sequence of characters in "The White Dominican" e. g. begins with the "Ancestor" and ends with Christopher — his whole line of forefathers seems to appear in it. Our article quotes a passage from that novel: "You are to become the top of the tree seeing the living light; I am the root sending the powers of darkness into brightness. But you'll be me, and I'll be you, as soon as the growth of the tree will be completed."

However, such reaching back into the past did not bring solution that was salvation, and his incapability of resolving his dissonances may have caused his chronic aggressiveness, his deadly satire. His illegitimate descent from an aristocrat and from a middle-class actress, and the ever-recurring difficulties caused thereby, created psychological tension. In an uncreative man escape into simple neurosis would have been the consequence, in Meyrink the reaction was productive, and those tensions were precipitated in the layers of his work. Meyrink never ceased to feel that nightmare and, consequently, was always on the look-out for the "solution", the form of which was of little importance to him. In "The White Dominican" he conceives it in the forms of Taoism, in other novels he prefers the disguises of Buddhism, Cabbalism, etc, and there were misleading tracks among the many he tried out. But he always avoided merely formal patterns of thinking, he remained a seeker throughout his life.

It is true: Our psychological interpretation of Meyrink's oeuvre is only one among several possible approaches, but it seems it is the most timely one. We like to think of Kafka's books as of uncanny premonitions of a world that became real only a long time after it had been "invented". In a similar way Meyrink's visions will have to be interpreted; they are more than sublimations of personal emotions, the unsound parts in the network of our times become visible in them, and the shocks caused thereby are felt to be horrible by the ones, and to be salubrious by the others.

IV

His biography is closely connected with Prague, that magic city of the threshold. Here he lived for a long time as a banker, here his financial existence crumbled away; here he also found his life's companion in Philomena Bernt. He was a welcome guest in the literary circles and, together with Karl Weinfurter, the centre of a group of mystics in the "Blue Star". Being a splendid talker, he was equally liked in Munich and Vienna. Peter Altenberg, Roda Roda, Egon Friedell, Ludwig Ganghofer, Paul Busson crossed his way, and much he owed to Fritz Eckstein, chemist, industrialist, philologist, and globe-trotter, a genius of mere talk, who hardly published a line.

Finally Meyrink left Prague, but he never managed to get rid of its strange charms. In this locus of intersection he felt the overlapping of cultural spheres between East and West, North and South. He knew how to interpret the mysteries of it old lanes, its houses full of dark passages, its ancient palaces, twisted courtyards, and desolate gardens. How often he had climbed the old stairs leading to the Castle, the Deer Close, the Alchemists' Lane, always seeking the "solution" valid "here and beyond". And it was more than mere word-play when he called his house on the Starnberger See, where he died on 5th December 1932, by the name of that house at the Hradschin walls so ardently sought-after: The House at the Last Lantern.

(Note: In new editions have come out: "Des deutschen Spießers Wunderhorn" (Ullstein, 1956); "Der weiße Dominikaner" (Avalun, 1957); "Der Engel vom westlichen Fenster (Schwab, 1958); "Der Golem" (Bertelsmann, 1960).

Egon Schoss

Lauf auf der Mutter Flachsland, dort wächst Tauerant . . .

Den Weg über den Peschelberg bin ich in meiner Kindheit gern gegangen. Auf der kleinen Bank vor dem weißgetünchten Giebelchen ließ es sich gut rasten, hier in der Mitte zwischen Friedeberg und Petersdorf; ich meine die Hettmerkapelle, die Mauernische mit dem Marienbild, das im Sommer meist mit einem Kranz mohnblumengreller Papierrosen geschmückt war. Und zwischen den Kirschbäumen weiter, ob sie blühten, in roter Reife leuchteten oder schwarz und leer und frierend dastanden; die Augen halb geschlossen in der Sommerhitze oder den Kopf gegen den eisigen Wind gestemmt, der von Siebenhuben und von Wildschütz her über die Felder pfiff, daß ich froh war, wenn ich die Höhe erreicht hatte, hinter deren Kehre der Spitzberg so keck aufsteigt und der Hofeteich in Sicht kommt.

Bei Tag, bei Nacht, zu allen Zeiten des Jahres und bei allen Wettern hat mich diese einsame Straße unterhalten. Der Hinweg, das hieß Weite und Ausblick auf fruchtbare Felder, auf Bergland und in das Wolkenreich des Himmels. Besonders Jäger-, Schmiede- und Höllenkoppe hatten es mir angetan, die waren mir unbekannt. Auf ihre Höhen siedelte ich alles Unwirkliche und Seltsame an, wovon man sich, Häusler und Kleinbauern, Wald- und Steinarbeiter, am Feierabend in Großvaters Stube erzählte. Beieinander zu sein, die müden Beine und Arme ausruhen zu lassen, sich Neues zu sagen, von Familie, Dorf und Welt zu reden — das Bedürfnis ist zeitlos, es gehört zum Leben. Ich glaube auch, das Heimliche, Stimmungsvolle zog sie alle unbewußt an, es hätte dem bescheidenen, harten Dasein etwas gefehlt ohne diese Besuche, die Mitteilung, dies „Spilla-Giehn".

Da kam zuerst Bannert, „Guda Obend!", nach einer Weile ging wieder die Tür, sich bückend trat Kluger herein, dann Kittel, dann, die Pfeife im bärtigen Mund, Ronge — bis die lange Bank unter dem Spiegel und die Stühle neben den kleinen Fenstern besetzt waren. Hatte sich einer die Pfeife gestopft und zündete an, erhellte der Schein ein unrasiertes, hartes Gesicht. Großvater holte sich das Feuer gern vom Ofen, es war die Zeit, da der Kienspan noch gute Dienste leistete. Zu besonderen Anlässen wie Johanne, wo der Urgroßvater Geburtstag feierte, wurde in dieser niedrigen Stube, deren grünen Kachelofen der Pelz-Töpfer aus Lindewiese gesetzt hat, wohl auch gesungen und getrunken. Davon will ich einmal in anderem Zusammenhang erzählen.

Man sprach etwa über den letzten sonderbaren Vorfall. Ein Weib aus dem Dorfe ist in den Heidelbeeren gewesen und weinend nach Hause gekommen: „Ich bin verhext worden, ich hatte meine große, runde Holzschachtel fast voll, aber wie ich das letzte Mal einschütten gehen wollte, war sie fort. Länger als eine Stunde habe ich gesucht, aber verschwunden ist sie und nicht mehr zu finden."

Die einen tun es mit einem ungläubigen Worte ab, die andern schreiben das Ärgernis dem geringen Ortssinn der Beerenpflückerin zu, „im Dunklen geht man leicht in die Irre", meint Kittel, die übrigen schweigen. Mitleid mit ihr haben alle, ein Tagesverdienst ist hin.

Was freilich der alte Hannich einmal meinem Großvater erzählte, der es mit der Aufklärung hielt, war so gruselig und stimmte so beklommen, daß er es vorbrachte, als niemand außer den beiden anwesend war, die Kinder ausgenommen . . .

Wohl aber konnte man von einem der Anwesenden hören: „Sie sagen, es hat sich einer aufgehängt, wenn der Wind so geht." Von einem andern: „Es heißt ja auch, beim Sargtischler fangen die Sägen an der Wand zu klappern an, wenn jemand stirbt."
Man hat als Kind ein Ohr für solche Reden . . .

Der Rückweg dann, meist des Abends schon, brachte manche Scheu und manches Bangen der Nacht über mich. Da bekam ich zu spüren, was die versteckten Steige, die düsteren Berggründe, die verrufenen Orte in der Vorstellung der Einheimischen angerichtet hatten, und daß von jenen unglaublichen Begebenheiten, wie ich die meisten später in der Sammlung des verdienstvollen Schulrats Peter aufgezeichnet fand, Wald und Finsternis nicht wegzudenken sind.

Meist begleitete mich Großvater ein Stück. Erst wenn ich allein war, begann sich die Welt des Unheimlichen zu regen. Ein Hund schlug an und hörte nicht mehr auf zu bellen — es kam mir vor wie der Zorn der Finsternis selbst. Eine Frau fuhr, von der Dämmerung vermummt, mit einer Radscheibe an mir vorbei, und drüben an der steilen Lehne über dem Bach raschelte etwas: es konnte genügen, daß mir eines jener Geschehen lebhaft vor die Sinne kam.

Wie war es der Frau und ihrer Tochter in der zwölften Nachtstunde zwischen Neu-Gersdorf und Bielendorf ergangen, als sie aus der Mühle fuhren? Die Höllenkuppe mit ihrem fichtendunklen Kleid bis zur Talsohle hinab trägt ihren Namen nicht mit Unrecht! Die Tochter geht an der Deichsel, die Mutter schiebt, sie führen auf dem Karren Brotmehl heim. Als sie durch die „Hölle" kommen, fliegen Steine auf sie zu, daß die Funken aus dem Boden stieben. „Geh zwischen den Wagengeleisen!" ruft die eine der andern erschrocken und entsetzt zu. Sie hat sich erinnert, daß einem zwischen Stahl und Eisen kein Spuk etwas anhaben kann. Die Angst in allen Gliedern, eilen sie und eilen, so schwer es ihnen auch fällt, während Steine, immer neue Steine nach ihnen geworfen werden, aber die sausen alle vorbei, kein einziger trifft sie. Betend, weinend, an Beinen und Armen schlotternd, erreichen sie ihr Haus . . .

Hinter mir lag das Niederdorf, der Hofeteich, das letzte Gärtlein. Das Kläffen der Köter blieb mit dem Dorfe zurück, bald waren nur noch die Nacht und der eigene Schritt um mich. Im Finstern geht vom eigenen Schritt Vertrauen aus, er gehört einem mehr an als am Tage, er macht Mut, er sagt jedem fremden Ohr: Ich komme! Dennoch war es meinem Urgroßvater vor Jahren in der Nacht unterwegs nach Niesnersberg, als folge ihm jemand auf dem Fuße. Er blieb stehen: der andere auch. Er ging weiter: im gleichen Tritt der andere. Er wartete länger zu: der andere kam ihm nicht näher, er ging aber auch nicht fort; bis der Erschrockene inne ward, daß ihm eine der langen Stiefellaschen heraushing, beim Gehen anschlug, so daß es scheinen mußte, ein zweiter sei hinter ihm her . . .

Der Weg steigt an und schaut oben, wo er sich um den Berg legt, in das Flachland hinein. Du Glimmern und Glitzern weit da draußen! Wie mich das hineinzog in das Tafelland! Daheim hob es den Blick immer empor zu den Bergkuppen und zu den Warten, hier hatte ich das Gefühl, als gehe von der Erde eine Macht aus wie vom grenzenlosen Meer.

Drüben die zerstreuten Lichter des kleinen Sternbilds zeigten Ottmachau an, schon im andern, im preußischen Schlesien. Sie glommen so beständig und doch so unstet, daß mich der Unfriede der Sehnsucht ergriff, wiewohl mir diese Weite so wohltat, daß ich mich ihr zugehörig und recht in ihr geborgen fühlte. Wie konnte das eine Grenze sein! Nichts in der Welt hätte mich inniger rufen können, keinem Lichte wäre ich williger und willenloser gefolgt. Vielleicht brach damals der beglückende Drang ins Unendliche in mir auf ...

Daheim im Staritztale war selbst der Nachthimmel noch eingegrenzt von Wäldern und Höhen, stieg der Blick zu den Sternen wie aus einem Verhau, hier durchmaß er waagerecht hin die schwarze Ausdehnung, lief Lichter an und eilte immer noch weiter zu dünneren, zu Stäubchen aus Glanz und Gefunkel, und wollte kein Rasten und Ruhen. Ein ganz anderes ließ mich seine Anziehung, Schwere und Überlegenheit, seine so völlig andere Herrschaft fühlen: das ungewölbte Gefilde ohne Widerstand, die Ebene.

Da fiel mir wohl auch ein, was aus dieser Weite eingedrungen war, in welchem Zusammenhang ich den einen oder andern Ort hatte nennen hören: Beim Baumkreuz zwischen den alten Linden am Wege von Patschkau nach Altpatschkau schlage Feuer aus der Erde. Es rühre von einem Schatze her, der unter dem Boden brenne ...

Blieb ich einmal stehen und horchte in die Nacht — war es da nicht, fragte ich mich, als rufe einer ständig: „Kummt, halft! Kummt, halft!“ wie der Fuhrknecht, der mit dem Brotwagen in den Lobedauer Teich gefahren und versunken war? Denn immer noch hörte man ihn rufen in der Nacht.

Ein Bild des Alltags versöhnte mich; der große, lichte Packwagen mit der weißgrauen Plane, der zweimal in der Woche von Jungferndorf über das Gemärke nach Lindewiese fuhr; ich roch das frische Brot, das ich ins Haus tragen half, ich hörte die knarrenden Räder.

Da hatte ich denn die Höhe erreicht, mit ihr den Wegbug, den es im Winter übermannshoch einzuwehen pflegte. Hier sitze die Weiße Frau, hieß es, und zähle ihr Geld. Sie tue einem nichts zuleide und soll nicht einmal aufgestanden sein, als ein Bauer an ihr vorbeikam.

Aber der Nachtjäger! Piff, paff seien die Schüsse immer näher gefallen, und plötzlich sei ein Sturm durch die Eichen des Brüchtigs gestoben, und vorbeigebraust sei, ohne Kopf und von wilder Meute umgeben, der Nachtjäger, daß sich der Hund des Wächters winselnd in die Hütte verkrochen habe. So wußte man es von dem Mann. Auf der Bahnstrecke längs des Brüchtigs bewachte er die Kartoffeln auf dem Feld.

Was rieten die Erfahrenen? Wenn einer mit dem Unhold zusammentreffe, müsse man sich schnell zur Erde werfen, sonst werde man von der Krankheit befallen, die in seinem Gefolge hereinbreche. Andere legten einem ans Herz, Doste* und Weißdorn bei sich zu tragen oder sich schnell auf einen Kreuzweg zu retten.

---

* Doste und Dorant (Hundskopf, Löwenmaul) vertreiben Wichtel und Hexen. Deutsche Mythologie 1164.

In Lindewiese drüben zog er als Schatten über die Felder. Die Hunde um ihn gaben Hatzlaut, und frühmorgens erschreckte er alt und jung durch Schüsse.
Die drei Bleicharbeiter aus Saalberg beim „Toten Mann", dem Dickicht im Fiebigtale, konnten auch etwas erzählen! Da bewegte sich vor ihnen, ohne daß sie wußten woher, eine übernatürlich große Gestalt, wie ein Förster gekleidet, aber ohne Flinte. Die Erscheinung ging ihnen voran über die Trommelbrücke, an der Trentin-Höhle vorüber, den Weg am Trommelwasser aufwärts und rief wie in alter Zeit, wenn sich die Jäger verständigten: „Piff! Puff! — Piff! Paff!"
Verwundert gehen die Arbeiter dem Manne nach, erschrecken aber nicht wenig, als sie ihn nicht mehr dicht vor sich, sondern weiter als einen Büchsenschuß entfernt links drüben auf der pfadlosen Berglehne, „uf a Klippa" erblicken — und sie hatten ihn doch nicht aus dem Auge gelassen. Dort reckt er sich in seiner ganzen unheimlichen Länge und pfeift so grell, daß es ihnen durch Mark und Bein geht, daß sie, zu Tode erschrocken, flüchten und daheim aufs Krankenbett geworfen werden ...
Hinter mir die Steigung, es ging bergab. Siebenhuben und Wildschütz seitlich unten ähnelten glimmernden Dochten. Ich sah mich an dem festlichen Treiben teilnehmen, wie es dort zur Kirchweih üblich war, wie ich es mitgemacht hatte. Ich bezog die Gulz-Urgroßeltern ein, von denen mir meine Mutter und ihre Schwestern manches zu erzählen wußten: den großen, hageren Mann, der immer gut angezogen war, wie es sein Bauernstolz verlangte; von den Kindern nicht eben geliebt, da er, sobald sie in die Stube traten, das Staberl hinter dem Spiegel hervorholte und auf den Tisch legte, obwohl er nie schlug. Sie, rundlich, klein und voll Güte, klug im Denken und Handeln ...
Die frohe Erinnerung erlosch, ehe sie noch recht aufgebrannt war. Sagten die beiden nicht, auch dort unten an der Feldergrenze habe der Nachtjäger sein Unwesen getrieben? Jährlich zur Adventszeit war er zu hören, erzählten sie, auf der Sumpfwiese und den angrenzenden Feldern: ein Gebell wie von kleinen Hunden und zeitweise der Knall aus einem kleinen Gewehr! Wenn auch daran gewöhnt, fürchteten sich die Bewohner der Huben vor ihm und wagten nicht, um diese Zeit aufs Feld zu gehen. Aber es gab schon immer Mutige. In jenem Falle war es eine Magd. Als der Böse eines Nachts wieder zu hören war, sagte sie übermütig zu ihrem Hausgenossen: „Ich rufe ihn!" Man warnte sie, so daß sie zunächst von ihrem Vorhaben abließ. In einem unbewachten Augenblick huschte sie jedoch hinaus, machte den Haushund von der Kette los und hetzte ihn gegen den Unhold. Ohne jemand etwas davon zu sagen, kehrte sie wieder in die Spinnstube zurück. Sie erschrak freilich ebenso wie die andern, als mit folgenden Worten ein Stück Fleisch zum Fenster hereingeworfen wurde: „Hoste helfa jän, konnste helfa trän!" (Hast du jagen geholfen, kannst du tragen helfen). Bestürzt und Böses fürchtend, wollte der Bauer das Fleisch wieder los sein, war aber samt seinen Leuten nicht imstande, es aufzuheben. Voll Unruhe ging er anderntags nach Gurschdorf zum Pfarrer, berichtete ihm den Vorfall und bat um Abhilfe. „Stiftet ein gutes Werk und versucht dann noch einmal, das Fleisch zu entfernen. Gelingt euch das, so tragt es an einem Abende, an dem ihr den Nachtjäger wieder jagen hört, hinaus und ruft: ‚Es ist noch keine Petersilie dabei!'" Der Bauer errichtete neben seinem Hause ein Kreuz und verfügte, daß es jeder Besitzer instandzuhalten habe. Hierauf gelang es ihm, das Fleisch wegzuräumen. Im Bewußtsein der Bewohner verband sich dieses Kreuz langhin mit jenem Vorfall.

Ähnliches erzählte man sich ja auch vom Petersdorfer Hanel-Hof. Ohne daß Laden oder Fenster beschädigt worden wären, sei auch dort ein Stück rohes Fleisch von draußen auf den Tisch hereingeworfen worden.
Ohne Kopf und von wilder Meute umgeben, übergroß, grell pfeifend ... Doste und Weißdorn ... erst bei der Kapelle wurde die Straße von einem Weg gekreuzt, und dahin war es noch weit ... Hetze der Wilde hinter einer armen Seele her, husche die in den Holzstock eines geschlagenen Baumes, meinten die Erfahrenen. Dort finde sie Schutz, sofern der Holzhauer mit dem Beil drei Kreuze eingeschlagen hatte. Die Macht des Bösen erlahmte auch auf einem Flachsfeld, worauf Dorant wächst. Als solch eine arme Seele einmal vom Nachtjäger verfolgt wurde, will man deutlich eine Stimme gehört haben:
Lauf auf der Mutter Flachsland,
Dort wächst Tauerant;*
Berührt der dein rot Gewand,
Dann entkömmst du seiner Hand.
Auf ihrer Flucht kann sie leicht über die Zinken eines Rechens oder die Zacken einer Egge fallen, deshalb soll man diese Geräte nie auf dem Rücken liegen lassen ...
Weiter auf Gurschdorf zu. Es versteckte sich, es lag gleichsam unter den Feldern, nur mit der Kirche links drüben und den Dächern einiger Gehöfte hob es sich aus der Nacht. Ein Kopftuch umgebunden, die Peitsche in der Hand, hatten die Bauernmädchen fünfzehn, sechzehn Stück Weidevieh zu hüten, wußte ich von Großmutter.
Neben der alten Linde bei der Böhm-Scheuer sollen ja einige Männer mit einer Wünschelrute versucht haben, einen Schatz zu heben! Ich malte mir die sonderbarsten Erscheinungen aus, die sich ihnen zeigten, während sie ihre Anstalten trafen. Alles hing davon ab, daß dabei kein Sterbenswörtchen über ihre Lippen kam. Zuletzt näherten sich ihnen einige Männer. Jeder trug ein Stück Holz. In nächster Nähe der Schatzgräber machten sie halt. Sie schickten sich an, die Balken zu einem Ganzen zusammenzufügen. Der Galgen stand. Jetzt fragte einer, zu seinen Helfern gewandt: „Welchen sollen wir zuerst hängen? — Nehmen wir den mit dem roten Käppchen!" — Da entfuhr einem der Gräber — schon hatten die den Schatz vor Augen — ein ängstliches „Jesus, Maria!", fühlte er sich doch durch die erwähnte Mütze betroffen — und verschwunden war der mühsam gesuchte Hort ...
Ich kam an der Kapelle vorbei. Lauf auf der Mutter Flachsland, dort wächst Tauerant ...
Vom Graben herauf dunkelten die Sträucher. Unten führte der Weg in den Glasegrund. Da hatten sie doch immer vom Bornloch erzählt, dem Brünnlein neben der hohen Fichte! Ein fahles Männchen soll dort sein Unwesen getrieben haben. Die alte Reinholdin hatte unter ihm zu leiden. Es hielt ihr die Füße vor, wenn sie im Dunkeln vorbeiging. Nur durch das Kreuzzeichen konnte sie sich vor der Tücke des Kobolds schützen.
Wofür aber hielten sie den schwarzen Pudel, der auf dem Weg über die Viehweiden nachts neben der Bilderle saß?
Durch das stille Dorf und an den beiden Teichen vorbei. Bergauf und ich kam zum Johannes, dem guten alten Heiligen aus grau verwittertem Granit. Oh, von dem ging

* In ähnlicher Lautung Daniel v. Czepko in „Coridon und Phyllis": „Vor der hexengaukelei grübs was an tür und schwellen Daurant und johanniskraut".

am Feierabend oft die Rede! Er galt als fester Wegpunkt. Was hatte sich bei ihm nicht alles zugetragen — Begegnungen, Ereignisse merkwürdiger Art, oft Unheimliches, kaum zu Glaubendes! Früher soll dort der Galgen gedroht haben, deshalb gehe es noch immer um. Wie viele „Gegrüßt seist du" sind vor ihm von den vorbeigehenden Frauen gebetet worden!

Eben dort kam mir ein, was Hannich erzählt hatte: „Ich war im Grenzgrunde und es war schon dunkel, als ich über den „Häasomp" ging. Dort hat sich vor Jahren einer aufgehängt, dort tat es furchtig machen. Mich bringt ihr ja nicht so weit, daß ich mich fürchte, denke ich, das wäre noch schöner! Aber wie ich zu dem Baume komm, kniet dort einer — so" und Hannich, wieder ganz von dem Geschehnis besessen, bei dem es nicht mit rechten Dingen zuging, steht von der Bank unter dem Spiegel auf und läßt sich auf die Knie fallen und blickt mit flehenden Augen zum Himmel empor, — „kniet, wie er leibt und lebt und macht ein todtrauriges Gesicht. Er brauchte Erlösung . . ."

„Hannich, laß dich doch einzig nicht auslachen!"

Großvaters Einspruch vermag nichts, Hannich besteht auf seiner Aussage: „Das laß ich mir nicht nehmen, das ist so, mancher sieht's und mancher sieht's nicht!" („Molcher" sagt er — mit offenem O.)

Lauf auf der Mutter Flachsland . . .

Da war noch der steinige Weg den waldigen Mühlberg hinab nach Friedeberg. Der Baßgeiger, der eines Abends dort spielen sollte und in einen so unseligen Zauber geriet, war freilich von der andern Seite, von Schwarzwasser her, in das Städtlein unterwegs.

Er kam zu einer Wiese, erzählte man sich, die da und dort mit Erlen bewachsen war. Mehrere Weiber tanzten miteinander. Einige kannte er. „Wenn du uns nicht verrätst, so kannst du bei uns noch viel Geld verdienen", bekam er zu hören. Plauderst du, so brechen wir dir den Hals!"

Er verspricht zu schweigen.

Da erheben sie sich mit ihm hoch in die Lüfte und ziehen weit fort. Endlich lassen sie sich auf einem Tanzboden nieder und fordern den Musikanten auf zu spielen. Er streicht die Saiten, daß es eine Freude ist, und die blanken Taler kommen auf ihn zugerollt. Auch berauschende Getränke reichen sie ihm, nur ist er gewarnt worden, sich vor dem Trinken seines Lieblingsworts zu bedienen: „Helf' Gott und Segne es Gott hat manchen Mann ums Geld gebracht!" Nun hat er aber schon zu viel durch die Gurgel gejagt, und sooft auch das Verbot von ihm beachtet worden ist — jetzt fliegt ihm, ehe er zum nächsten Trunke ansetzt, der untersagte Trinkspruch und die ihm anhaftende Einsicht von den Lippen: „Helf Got on Säns Got hot moncha Mon ems Geld gebrocht!"

Da wird es stockfinster im Saal und dem Geiger schwinden die Sinne. Erst am Morgen erwacht er. Aber wo? In Ungarn, auf einem Bündel Stroh, über sich den Galgen . . .

Ich hatte die Brücke erreicht, und da war auch schon der Kirchplatz mit den alten Häusern und der Mariensäule und hinten der Friedhof und der wuchtige Rundturm des Gotteshauses.

Dieser Turm gehörte einmal zu einer Burg, und meine Phantasie wurde nie müde, an ihm zu bauen und zu ergänzen, was Wind und Wetter hatten verfallen lassen.

Emil Merker

Rudolf Kauschka — Bergsteiger, Sportler, Lyriker

Zur ersten Wiederkehr seines Todestages am 2. April 1961

‚Einen alten Baum verpflanzt man nicht', lautet ein Sprichwort. Auf solche Weisheit nahm die Geschichte unserer Zeit, die Tausende aus ihrem angestammten Boden gerissen hat, wenig Rücksicht. Aber die Verpflanzung kann doch gelingen, wenn Licht und Luft und Erdreich ähnlich sind wie in der Heimat; wenn es sich um einen körperlich und geistig lebenszähen Organismus handelt, für den das Leitwort gilt: alt werden und dabei jung bleiben!

Das war bei Rudolf Kauschka der Fall. Heimat waren ihm seit je die Berge. Zuerst die des Jeschken-, Iser- und Riesengebirges, aus denen er kam, in denen der Unermüdbare in rastlosem Wandern und Klettern seine Glieder stählte.

> *‚Immer ist mir das geblieben: diese Sehnsucht, die den zehnjährigen Wildling oft stundenlang über einen kleinen Atlas beugte, bis alle Gebirge und Ströme und großen Städte der Erde in ihm lebendig waren und er jedes Berges Höhe zu sagen wußte, den diese seine kleine Erde ihm offenbarte. So lohte die erste Liebe zu den Bergen auf. Sie schlug schon in helleren Flammen, als der zwölfjährige Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern nach Weißbach versetzt ward, auf das die dunkelgrüne, hohe Mauer der Iserberge herabsah, dahinter unendlich viele Geheimnisse zu schlummern schienen: seiner großen, kühlen Wälder Schweigen und Reden, zwischen dunkelmoosigem Gestein seiner braunen Bäche Raunen und Brausen und in wilden Einsamkeiten, köstlicher als alles, die harten grauen Stirnen seiner Felsen.'*

Dann aber erwachte der Wunsch nach den ‚gewaltigsten Wänden, den kühnsten Türmen aus Eis und Fels': den deutschen, österreichischen und schweizer Alpen. Als Vierundzwanzigjähriger, auf seiner ersten Alpenfahrt, bestieg Kauschka die damals schwierigsten Zinnen der Dolomiten, darunter die drei südlichen Vajolet-Türme, die er allein und ohne Seil überschritt. Im folgenden Jahr bezwang er seinen ersten Eisberg, die Königsspitze (3857 m). Im Ersten Weltkrieg gelang ihm als Bergführer-Offizier unter anderem die Überschreitung aller Türme der Fermeda-Gruppe an einem einzigen Tag. Ein Jahrzehnt später bewältigte er einige Viertausender der Schweiz, im Alleingang auch den Montblanc. Es folgten außergewöhnlich kühne Besteigungen in den Dolomiten und den Defregger Alpen, wo Kauschka den Platz für die Reichenberger Hütte ausfindig machte, die er in den letzten Jahren Sommer für Sommer als Hüttenwart gewissenhaft verwaltete und deren Gebiet er als erster literarisch erschlossen und in meisterhaften Photos der Öffentlichkeit bekannt gemacht hat (Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins 1930/31):

‚Als mein erster Blick in diese Landschaft fiel, ahnte ich, daß sie mir Heimat werden würde. Hier redete alles eine vertraute Sprache: das tödliche Schweigen ödester Kare, die vernichtende Gewalt schauriger Wände, kleine Gletscher, funkelnd wie silberne Särge in dunklen Grüften, Frühling, der unbeschreiblich blutete, blaute und goldete, Wasser und Stürme, die tobten und jubelten in überirdischer Musik. Und überall rief Einsamkeit wie nirgendwo nach verstehender Liebe. Da war nicht nur das Ruhen auf milden, blumigen Matten mit verträumter Schau zu den weißen Wanderwolken, da saß auf messerscharfen Graten auch die grause Gefahr, unheimlich und ewig lockend mit ihrem Ineinander von Tod und Leben; die geliebte Gefahr, ohne die das Leben einem Tümpel schalen Wassers gleicht.‘

Im Deutschen und im Österreichischen Alpenverein spricht man seit langem mit hoher Achtung von Kauschka, ein Weg und ein Gipfel in Osttirol tragen seinen Namen.

1947 im Zug der Vertreibung nach Kempten im Allgäu verschlagen, machte der Unermüdliche sich bald auch mit dessen Gebirgszügen und mit denen der angrenzenden Lechtaler Alpen vertraut.

Der auch als Turner mit vielen Auszeichnungen Geehrte (Goldenes Turn- und Sportabzeichen 1936, viele Erste Preise in Leichtathletik wie Speer- und Diskuswerfen, Kugelstoßen) kennt nicht nur die sommerlichen Berge, ihre Wälder und Wasserstürze und holden Wiesen, ihre vom ewigen Eis bedeckten Grate und Schroffen, die er mit Pickel und Seil angeht, er kennt auch die winterlich schneebedeckten, die Rodel- und Skigewandtheit verlangen. Beweis: 1914 Erster Platz in der ersten Europameisterschaft im Einzelrodeln, 1928 Zweiter Platz, dazwischen auch einmal Deutscher Meister; ferner zahlreiche Preise im Skilauf. Und noch in den letzten Jahren hatte er in den Rodelrennen zu Füssen und Aach bei Oberstaufen den Zweiten und Dritten Platz belegt.

War Kauschka — was man nach all diesen Auszeichnungen vermuten könnte — ein ehrgeizbesessener Rekordler? Bewahre. Er war einer, dem nicht die Ehrung, sondern das Erlebnis das Wichtigste bedeutete. Das Erlebnis der Natur in ihrer Einsamkeit und Größe, aber auch das Erlebnis ihrer Bezwingung, die für ihn etwas wie ein Liebeskampf war: die Bezwungene wurde um so ehrfürchtiger und heißer geliebt.

Und Kauschka war, verwunderlich nach all dem Gesagten, auch noch dies: Dichter. Die zu Beginn unseres Jahrhunderts von Universitätsprofessor August Sauer in Prag geführte, das geistige Leben des Sudetenlandes umspannende Zeitschrift ‚Deutsche Arbeit‘ nannte immer wieder Kauschka als Verfasser von Gedichten, die nicht Reimerei und Versifizierung, sondern echte Lyrik sind.

Sein Name fehlt auch nicht in den nach der Vertreibung erschienenen Anthologien (‚Heimat, meine Erde‘; ‚Wir Sudetendeutschen‘; ‚Aber das Herz hängt daran‘ u. a.), in Zeitungen, in Rundfunksendungen, die der verlorenen Heimat gelten. Zwei Gedichtbändchen liegen von ihm vor.

Lyrik ist Zweierlei: Inbrunst des Erlebnisses und Gnade der Aussage. Erlebnis der Natur, Erlebnis des eigenen Ich. Man fühlt die Welt um sich als Rätsel; Baum und Strauch, Wolke und Gras, das brüderliche Mitgeschöpf, das gleich uns selbst in das Dasein hinausgeschleudert ist; das uns gegenübersteht, ein von uns Getrenntes, ein anderes, ein Du. Diese Kluft zu spüren ist Schmerz, Weltschmerz. Das Gedicht ist darum oft Klage. Aber es kann auch sein, daß das Ich mit dem Du verschmilzt, daß man sich

aufgenommen weiß, daß die Scheidewand für ein paar beseligte Atemzüge niederbricht. Für Kauschka trifft beides zu.

Voraussetzung für solches Einswerden ist Geduld, Wartenkönnen, Demut. Über all das verfügte er. Seine Verse sind, so dünkt mich, Beweis dafür, daß Dichter, ungenannt und ungekannt von landläufiger Literaturgeschichte, da und dort unter uns weilen. Sie und nicht die vom lauten Tageslärm Gerühmten sind der eigentliche Quellgrund unseres Volkstums, unseres Menschentums.

Auch in Prosawerken ist das Erlebnis von Kauschkas Wandern und Bergsteigen vielfach Wort geworden, begeistert alte und neue Freunde der Berge, leitet und lehrt sie, richtig und vornehm mit ihnen umzugehen (‚Wandern und Klettern', Verlag Paul Sollors Nachf., Reichenberg); berichtet erschütternd vom ‚Frühling und Tod in den Dolomiten' und von einem Bergsteigerschicksal ‚Unter den Mauern des Montblanc'.

> *‚Auch die Natur, die Berge sind nur ein Weg zu uns selbst, und wir können keinen reineren und erhabeneren wählen. Mögen wir davon reden oder schweigen: es ist und bleibt etwas Herrliches, etwas Furchtbares um die Berge. Sie enthüllen schonungslos, sie sind der untrügliche Spiegel, vor dem es kein Bemänteln und Verbergen gibt. Sie schauen dich an mit Augen, die dein Letztes zu finden wissen. Wer vor diesem Blick der Berge bestehen kann, den muß wohl ein gütiges Geschick gesegnet haben ...*
>
> *Führe einen Menschen, den der Tag dir irgendwie gegeben hat, vor das Antlitz der Berge: schlendere mit ihm über die Almen, leite ihn über die rauhen, blitzversengten Grate, durch die mauerglatten, finsteren und todesstarren Wände, durch die schillernden Wunder der Eisbrüche, zwischen den lauernden Klüften der Gletscher; gib ihm den fessellosen Blick in die Ferne und raste mit ihm. Er teile mit dir das harte Lager der Hirten, er friere mit dir in den Biwaknächten und kämpfe mit dir gegen alle Unbill des Wetters: dann wird sich die ganze Tiefe seiner Menschlichkeit oder ihre Enge und Erbärmlichkeit vor dir auftun.'*
>
> Und: *‚Wie schön war doch dies alles gewesen . . ! Die wilden Bäche, die oft wie silberne Seile aus blauem Himmel niederhingen, stürzten mit ihrem ewigen Brausen durch unser Herz; Gewitter trieben uns mit Sturm und Hagel durch die schweren Einsamkeiten der Kare; mit Millionen von Sternen hingen Bergnächte über uns und atmeten feierlich; bei jedem Griff an kühn getürmten Graten strömte, stark und herb, die segnende mütterliche Kraft der Berge tief in uns; Durst und Hunger quälten, Quellen und Firnschnee labten und kühlten uns; tausendmal stießen wir die scharfen Eisen in den blendenden Leib der Gletscher, Edelweiß lockte uns an fährdevollen Hängen, aus kleinen Enzianinseln strahlte uns das Himmelsblau von hundert Jahren an und letzte Alpenrosen bluteten an manchem unserer Wege . . ., Und der Gesang der Wasser aus tiefen Schluchten, der uns aller Gesänge mächtigster und liebster ist. Ist er doch wie unser Leben, das, kommend aus Ewigem, von Stunde zu Stunde einem Ewigen entgegendrängt.'*

Kauschka war Sportler, Bergsteiger, Lyriker. Aber vor allem war er ein lauterer Mensch. Genoß man die Auszeichnung, sein Freund zu sein, dann weiß man das. Wir beide, meine Frau und ich, dürfen sagen, daß wir seine Freunde gewesen sind. Er war oft unser Gast. Immer war es schön, wenn wir mit ihm zu Tische saßen, ganz

besonders aber, wenn wir mit ihm wandern durften. Er war ein Wanderkamerad, wie es wenige gibt; aus dem Reichtum seiner Bergerfahrung sorgsam darauf bedacht, vor unerwarteten Schwierigkeiten des Weges zu warnen, auf Eigenart und Besonderheit der Landschaft aufmerksam zu machen. Seine Treue, seine Bescheidenheit, seine unbedingte Zuverlässigkeit haben wir oft und oft erfahren. Nie fiel ein abfälliges, geringschätziges Wort über andere. Hatte er einmal von persönlichem Ärger zu berichten, so mischte sich in diesen Bericht stets sehr bald ein Lachen, das Lachen, aus dem hervorging, daß er bereits verwunden, überwunden hatte; daß er, nicht mit großer Geste, sondern höchstens verwundert, verzieh. Er hing voll Innigkeit an seiner Tochter, seinen Enkelkindern. Seine Stimme wurde von innen heraus warm, wenn er von ihnen sprach. Ist dergleichen eine Selbstverständlichkeit? Es sollte so sein, ist es aber nicht immer.

Wir sprachen, wenn wir beisammen waren, von den verschiedensten Dingen, nicht nur von jenen, die so schwer in Worte zu fassen sind, von religiösem Welterleben und Dichtung, auch von den Dingen des Alltags. Doch auch diese wurden, obzwar oft humorvoll behandelt, in unserem Gespräch nie trivial.

Als ich im vergangenen März das letzte Mal mit ihm beisammen war und wir in dem winterlichen Park in Kempten wenig begangene Wege auf- und abschritten, sprachen wir vom Sterben. Der Sechsundsiebzigjährige sagte, er wünsche sich einen jähen Tod. Siechtum möge ihm erspart bleiben, seiner selbst wegen und um derer willen, die ihn zu betreuen hätten.

Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Seine letzte Karte meldete ihn zu einem Geburtstagsbesuch bei uns an. Zu diesem Besuch kam es nicht mehr. An dem dafür verabredeten Tage standen wir an seinem Grabe. Herzschlag. Wir brachten einen Kranz aus Tannengrün mit, auf der Schleife stand: ‚Der Wald läßt grüßen', — der lebenslang so innig geliebte Wald.

EINSAME NACHT

RUDOLF KAUSCHKA

Es wandert über den Himmel
eine Wolke spät zur Nacht,
unter Sternengewimmel
lieg ich um Mitternacht.

Unter dem Habichthorste,
unter den Tangeln dicht,
geliebtes Gras der Forste,
wehst du mir ins Gesicht,

wirfst du mir, Wind, aus Wipfeln
gestorbener Jahre Schar,
fällt mir wie Firn von Gipfeln
eisiger Tau ins Haar.

Was ist mir denn geblieben
von Träumen, zerbrochen wie Glas,
von allem Suchen und Lieben:
eine einsame Nacht im Gras —

in schwarzen Wäldern ein Schauern,
kalt wie im herben März,
in müder Seele ein Trauern
um ein verhungertes Herz —

in großen Bergen ein Weinen
von Wassern unter Geklüft,
ein Stein unter tausend Steinen,
daran ich mein Bestes geprüft —

von allen Lüsten verlassen,
hoch über der Täler Trott
und seinem Lieben und Hassen
ein Schlaf noch, kühl wie in Gott.

Reichenberger Hütte gegen Keeseck, Aufnahme R. Kauschka

Erste deutsche Studenten- und Schulerherberge
in Ober-Hohenelbe

Sudetendeutsche Heimstatte
Burg Hohenberg Eger

Bruno Schier

Guido Rotter (1860-1940)

Schöpfer der Deutschen Studenten- und Schülerherbergen

Ansprache, gehalten am 3. Sept. 1960 bei der Enthüllung einer Gedenktafel für Guido Rotter in der Jugendherberge Burg Hohenberg a. d. Eger in Oberfranken.

In diesen spätsommerlichen Tagen, über denen schon eine Vorahnung des Herbstes gebreitet liegt, haben wir uns zu Hohenberg an dem westlichen Eckpunkt des böhmischen Vierecks versammelt, um das Andenken Guido Rotters zu ehren, der vor 100 Jahren am 26. März 1860 zu Grulich genau auf dem gleichen Breitengrade, aber am östlichen Eckpunkte Böhmens geboren wurde. Die 340 km lange Luftlinie von Hohenberg nach Grulich wird durch Prag, die Hauptstadt des Landes, halbiert. Wie Prag der natürliche Mittelpunkt Böhmens ist, so ist die Landschaft um Hohenberg das geographische Herzstück Mitteleuropas. Sie liegt nicht nur in der Schnittzone eines Koordinatensystems, welches die wichtigsten Grenzpunkte des mitteleuropäischen Raumes miteinander verbindet, sondern in diesem mathematisch-physikalischen Zentralraum Mitteleuropas und seinem gebirgigen Kern, dem Fichtelgebirge, wurzeln auch die ältesten Faltengebirge unseres Kontinents. Er könnte also mit Recht als die Mutterlandschaft der Wandergebiete unserer Mittelgebirgsvereine bezeichnet werden.

In geschichtlicher Hinsicht bildet unsere Landschaft durch ihre Zugehörigkeit zum historischen Egerland, dessen östlicher Flügel mit seiner Hauptstadt Eger im Jahre 1322 an die böhmische Krone verpfändet wurde, gleichzeitig eine historische und staatsrechtliche Brücke zwischen Böhmen und Bayern, das sogar seinen Namen von den Baiwarii, den Bewohnern des alten Böheims erhalten hat. Wenn auch unsere drangvolle Gegenwart mit ihrer unnatürlichen Zerreißung alter Zusammenhänge das Gegenteil zu beweisen scheint, so ist doch unser Raum in Wahrheit durch alle Jahrhunderte seiner Geschichte hindurch das große Verbindungsglied zwischen West und Ost gewesen.

Aus einer solchen Vermählung zwischen West und Ost empfing auch das Ingenium Guido Rotters seine wertvollsten Antriebe. In ihm verbanden sich eine zielsichere Organisationsgabe und eine verstandesklare Stoffbeherrschung, wie sie die anhebende Industrialisierung Böhmens nach westlichem Vorbilde notwendig machte, mit einer tiefen Bewunderung für alle Geheimnisse und Schönheiten der Natur, die er mit seinem großen schlesischen Landsmann, dem Dichter Joseph Freiherrn von Eichendorff teilte. Diese Zwienatur von realistischer Nüchternheit und idealistischem Gedankenflug wurde erstmalig offenbar, als Guido Rotter nach dem Besuche der Technischen Hochschule in Wien im Jahre 1882 zum Leiter eines Teilbetriebes der Flachsgarnspinnerei F. A. Rotter & Söhne zu Oberhohenelbe im Riesengebirge bestellt wurde; durch diese entscheidende Lebenswende kam der Zweiundzwanzigjährige in jene Landschaft, die ihm in 60jähriger Arbeit zur Wahlheimat werden sollte. Aber er stürzte sich hier nicht nur mit einem kaum bezähmbaren Arbeitsschwung in seine industriellen Auf-

gaben, die ihn sogar zu wertvollen Erfindungen technischer Art gelangen ließen, sondern seine schönheitsdürstige Seele suchte und fand auch sehr bald einen Ausgleich in den Naturwundern seiner neuen Gebirgsheimat. Mit einem feinen Gespür für alles Zukunftsträchtige ausgestattet, wurde er bereits 1883 Mitglied des drei Jahre vorher gegründeten Riesengebirgsvereins. Schon wenige Monate später gehörte er als eines der aktivsten Jungmitglieder dem Vorstande an, 1902 wurde er zum 2. Vorsitzenden gewählt und seit 1911 durfte er als 1. Vorsitzender die glanzvollste Epoche dieses Vereins heraufführen. Der Riesengebirgsverein bildete für ihn die organisatorische Grundlage für seine unverdrossene, zielsichere und erfolgreiche Aufbauarbeit zur wirtschaftlichen, kulturellen und touristischen Erschließung des Riesengebirges.

In jenen bewegten Jugendjahren wurzeln auch Grundgedanke und Plan seiner späteren „Studenten- und Schülerherbergen". Selber kaum den Hörsälen und Laboratorien entwachsen, wollte er auch seinen Kommilitonen die Möglichkeit unbeschwerten Naturgenusses vermitteln. Ausgehend von der Beobachtung, welche große Bedeutung die sog. „Herbergen zur Heimat" im Leben der wandernden Handwerksburschen besaßen, schickte er sich an, auch für die studierende Jugend ein Netz ähnlicher Unterkunftsstätten aufzubauen. So gründete er am 15. Juli 1884 im Haus von Karl Steudler zu Oberhohenelbe die erste Jugendherberge der Welt, die allerdings noch den Titel „Studentenherberge" führte. Da aber das Wort „Student" im alten Österreich auch die Besucher der höheren Schulen bezeichnete, waren von vornherein auch die Schüler in den Kreis der Begünstigten miteinbezogen. Aus diesem wortgeographischen Grunde kam dem Werke Guido Rotters ursprünglich nur der Titel „Studentenherberge" zu; erst mit dem zunehmenden Ausbau des reichsdeutschen Herbergsnetzes tritt seit 1898 die verdeutlichende Bezeichnung „Studenten- und Schülerherbergen" immer stärker in den Vordergrund.

Da sich die Eigenart einer geistigen Bewegung meist in ihrer Keimzeit am deutlichsten offenbart, sei es gestattet, bei diesen Anfängen des Herbergswesens etwas länger zu verweilen. Eine vorzügliche Quelle dafür finden wir in den Berichten, die Guido Rotter seit dem Jahre 1885 in der ausgezeichneten Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild" des Riesengebirgsvereines geschrieben hat. Wie alles Neue, das noch keinen Ort im Lebensbewußtsein der Zeitgenossen gefunden hat, mußte auch der Herbergsgedanke mit zahlreichen Anfangsschwierigkeiten kämpfen, die seine Entfaltung verhindert hätten, wenn er nicht von einem Manne mit eiserner Energie und hoher Organisationsgabe getragen worden wäre. Die älteste Jugendherberge der Welt brachte es in ihrem ersten Bestandsjahre 1884 nur auf eine Besucherzahl von 21 Studierenden, und in dem regnerischen Sommer des Jahres 1885 blieben die Gäste überhaupt aus. Wahrscheinlich wäre das geplante Werk bei dem geringen Verständnis der Zeitgenossen schon in seinen Anfängen erstarrt, wenn es der Zähigkeit und schöpferischen Begeisterung Guido Rotters nicht gelungen wäre, den Großindustriellen Prosper von Piette-Rivage (1846 - 1928) aus Marschendorf zu einer namhaften finanziellen Unterstützung und den Riesengebirgsverein zur Übernahme des Protektorates über das junge Herbergswerk zu gewinnen. (Vgl. Jb. RV 1936, S. XVIII).

Als Ergebnis einer unverdrossenen, planmäßigen Vorbereitungsarbeit standen im Jahre 1886 bereits 6 Herbergen an besonders markanten Plätzen des Riesengebirges, nämlich in Harrachsdorf, Hohenelbe, Marschendorf und Rochlitz, auf der Schneekoppe und in Spindelmühle zur Verfügung, von denen jene in Spindelmühle mit 84

Übernachtungen die meisten Gäste zählte. Alle 6 Herbergen wurden während der Öffnungszeit vom 15. Juli bis 15. September von genau 300 Studierenden besucht, von denen 264 aus den österreichischen Ländern und 36 aus Deutschland kamen. Die ältesten Studentenherbergen waren also ausschließlich auf das böhmische Riesengebirge und hinsichtlich ihrer Besucher vorwiegend auf Österreich, im besonderen das Sudetendeutschtum beschränkt. Auf der reichsdeutschen Seite des Riesengebirges wahrte man zunächst eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem Werke Rotters; noch am 31. Mai 1887 faßte der Schlesische Riesengebirgsverein in seiner Generalversammlung zu Flinsberg den Beschluß, vorerst „die Studentenherbergen, wie sie in Österreich jetzt beliebt werden, nicht zu unterstützen, sondern vielmehr an ausgewählte Schüler Stipendien zum Besuch des Riesengebirges zu gewähren." (RWB 7, 1887, S. 60).

Aus diesem Grunde wandte Guido Rotter seine Hauptsorge zunächst dem Ausbau des Herbergswesens auf der böhmischen Seite der Sudeten zu. Nach Anhörung seines begeisterten Berichtes über den bisherigen Stand der Studentenherbergen im Riesengebirge faßte der Deutsche Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge auf seiner Hauptversammlung vom 15. Mai 1887 zu Reichenberg den Beschluß, auch innerhalb des eigenen Vereinsgebietes Studentenherbergen zu errichten und Hohenelbe als Zentralstelle für alle Herbergen des Jeschken-, Iser- und Riesengebirges anzuerkennen (RWB 7, 1887, S. 59). Damit hatte die Übertragung des Herbergsgedankens auf andere Wandergebiete begonnen, ohne daß die erwünschte Verdichtung des Herbergsnetzes im Riesengebirge aus dem Auge verloren wurde. Nachdem im Vorland des Riesengebirges neue Herbergen zu Braunau, Trautenau und Weckelsdorf entstanden waren, konnten während des Jahres 1887 im Jeschken- und Isergebirge folgende Herbergen eröffnet werden: Christophsgrund, Friedland, Gablonz, Haindorf, Johannesberg, Liebenau, Maxdorf, Mildeneichen, Reichenberg, Tannwald, Tiefenbach, Wilhelmshöhe und Wurzelsdorf. Damit war die Zahl der Herbergen von 6 im Jahre 1886 auf 22 im Jahre 1887 gestiegen, die über ein Inventar von 103 Betten mit dem nötigen Zubehör verfügten (RWB 7, 1887, S. 93). Sie wurden von 980 Studierenden besucht, unter denen 100 Hochschüler waren; 36 kamen aus dem Deutschen Reich, 944 aus Österreich. Mit 127 Übernachtungen war Spindelmühle die besuchteste der Herbergen (RWB 7, 1887, S. 121 ff.).

Eine besonders sinnfällige Ausweitung des Herbergsnetzes auf die nördlichen und westlichen Randgebirge Böhmens hatte die Delegierten-Versammlung deutscher Gebirgs- und Wandervereine im gleichen Jahre zu erzielen vermocht. Neben den Gebirgsvereinen für das Riesengebirge, für das Jeschken- und Isergebirge war noch der Mittelgebirgsverein und der Nordböhmische Exkursionsclub sowie die Gebirgsvereine für die Böhmische Schweiz und das nördliche Böhmen vertreten. In einer gemeinsamen Entschließung begrüßen sie die Einrichtung der Studentenherbergen und erklären sich bereit, für die Weiterentwicklung dieser Idee innerhalb ihrer Vereinsgebiete Sorge zu tragen. (RWB 8, 1888, S. 71 f.). Die Folge dieses Beschlusses war die Begründung von 18 weiteren Herbergen, so daß nunmehr insgesamt 40 Herbergen von Hohenelbe aus betreut wurden. Die Zahl der Betten war auf 212 gestiegen; die Zahl der Übernachtungen betrug vom 15. Juli - 15. September 1888 insgesamt 2067. Von den Besuchern stammten 1901 aus Österreich und 166 aus Deutschland; 1902 waren höhere Schüler und 165 Hochschüler. Die Herberge mit der höchsten Frequenz von

221 Besuchern war Marschendorf im Riesengebirge, wo sich Prosper vom Piette-Rivage in überaus gastfreundlicher Weise seiner jungen Besucher persönlich annahm (RWB, 9, 1889, S. 29 ff.).

Im Zuge dieser planmäßigen Ausweitung des Herbergsnetzes auf die übrigen Randgebirge Böhmens wurden schließlich von Guido Rotter auch noch das Erzgebirge und der Böhmerwald erfaßt. Das Erzgebirge, welches bereits bei der Tetschener Tagung von 1888 durch Delegierte des Erzgebirgsvereines vertreten war, taucht erstmalig in dem Jahresbericht von 1889 mit vier neuen Herbergen in Brüx, Joachimstal, Komotau und Oberleutensdorf auf. Auf 43 Herbergen mit 240 Betten entfallen jetzt 1862 Besucher, von denen 1692 Österreicher und 170 Reichsdeutsche, bzw. 188 Hochschüler und 1674 Mittelschüler waren. (RWB 9, 1889, S. 154 f.). Nachdem die 5. Delegierten-Versammlung deutscher Gebirgsvereine vom 20. April 1890 zu Budweis in Böhmen die Bereitschaftserklärung des Deutschen Böhmerwaldbundes zur Begründung von Studentenherbergen gebracht hatte, (RWB 10, 1890, S. 78 f.), führt der Jahresbericht der Zentralleitung von 1890 erstmalig 20 neue Herbergen im Böhmerwald mit 83 Betten an. Im übrigen zählt der Jahresbericht von 1890 insgesamt 66 Herbergen mit 2765 Besuchern auf (RWB 11, 1891, S. 43 ff.).

Der letzte Schritt zur Abrundung des Herbergsnetzes in den böhmischen Kronländern wird durch die Gewinnung des Gebirgsvereins für die Mährisch-schlesischen Sudeten auf der 6. Delegierten-Versammlung am 26. April 1891 zu Freiwaldau getan. In einer Entschließung erklären sich alle Delegierten bereit, Studentenherbergen nach den Richtlinien Guido Rotters aufzubauen und sie der Zentralleitung der Studentenherbergen in Hohenelbe zu unterstellen. Tatsächlich erscheinen in dem Jahresbericht von 1892 erstmalig die Studentenherbergen von Freiwaldau, Klein-Mohrau, Mährisch-Schönberg, Spornhau, Wermsdorf und Würbenthal. Damit war die Gesamtzahl der Herbergen auf 78 gestiegen, die über 389 Betten und 23 Notlager verfügten. Sie wurden im Jahre 1892 von 3470 Studierenden besucht, von denen 2074 aus Österreich und 1396 aus Deutschland stammten und von denen 658 den Hochschulen und 2812 den Mittelschulen (so wurden in Österreich die höheren Schulen, Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen bezeichnet) angehörten. (RWB 12, 1892, S. 72 ff.). Durch die Einfügung der Ostsudeten war ein hinreichend dichtes Netz von Herbergen über die Randgebirge Böhmens, Mährens und Schlesiens ausgebreitet, die planmäßig jeweils ungefähr eine Tageswanderung von einander entfernt lagen.

Damit war der Aufbau des Herbergswerkes unter der leise, aber beständig wirkenden Initiative Guido Rotters zu einem ersten Abschluß gekommen, und es sei gestattet, bereits an dieser Stelle einige Wesenszüge dieser ältesten Herbergen hervorzuheben. Ein Hauptunterschied zu dem Jugendherbergswerk der Gegenwart bestand darin, daß die Studentenherbergen Rotters zunächst tatsächlich nur für die studierende Jugend zugänglich waren. Darin ist jedoch keineswegs eine Geringschätzung der Handwerkerjugend zu sehen, die ja dank ihrer Zugehörigkeit zu den alten Zünften über Handwerkerherbergen von alter Tradition verfügte, welche sich gerade im alten Österreich bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts fast unversehrt erhalten hatten. Der ausgesprochene Zweck der Studentenherbergen bestand ja eben darin, ein auf die Bedürfnisse der studierenden Jugend ausgerichtetes Schwesterwerk ins Leben zu rufen. Aus diesem Grunde wird auf die strenge Einhaltung der Auslesebestimmungen von Rotter besonderer Wert gelegt. Bei der 6. Delegierten-Versammlung am 26. April

1891 zu Freiwaldau stellt er den Antrag, daß „der Besuch der Studentenherbergen nur mehr folgenden Studierenden zu gestatten sei: 1) Hochschülern, 2) Schülern der Obergymnasien und Oberrealschulen sowie Schülern der diesen gleichgestellten Lehranstalten, 3) Schülern der letzten Klasse von Gewerbeschulen, Lehrerbildungsanstalten und Handelsschulen, 4) Schülern von Fachschulen, welche das Untergymnasium oder die Unterrealschule absolviert haben." (RWB 11, 1891, S. 43 f.). Diese Beschränkungen sollten nicht nur einer drohenden Überfüllung der Herbergen vorbeugen, sondern auch einen möglichst gleichmäßigen Bildungsstand der Besucher gewährleisten, welcher für den Erziehungsgedanken seines Herbergswerkes erforderlich war. Die Auswahl der Herbergsberechtigten wurde daher in die Hände der Anstaltsdirektionen gelegt, welche alljährlich vor Beginn der Sommerferien die benötigte Anzahl von Herbergsausweisen in Hohenelbe anzufordern und an würdige Bewerber weiterzureichen hatten. Mit dem Ausweis zugleich wurde in der Regel auch ein Verzeichnis aller Herbergen mit einer allgemeinen Hausordnung sowie nicht selten Spezialkarten einzelner Wandergebiete mit Vorschlägen für empfehlenswerte Wanderungen kostenlos überreicht. Durch diese Handreichungen hoffte man, gleichzeitig dem Gesichtspunkt der Auslese und der bestmöglichen Auswertung des neuen Erziehungswerkes zu dienen.

Im Gegensatz zum „Deutschen und Österreichischen Alpenverein", der seine ältesten Herbergen vorwiegend in Gasthöfen unterbrachte, legte Guido Rotter von Anfang an großen Wert darauf, daß die Stätten des Gastgewerbes nicht nur aus finanziellen Gründen planmäßig gemieden wurden. Er bevorzugte die Unterbringung der Herbergszimmer in Privathäusern und Schulgebäuden und ermöglichte ihre zweckmäßige Einrichtung durch Geschenke der einzelnen Gebirgsvereine, durch Privatpersonen oder durch Zuwendungen der Zentralleitung. Dabei beschränkte man sich nicht auf die notwendigen Bettstellen mit Matratzen und Decken, auf Tische und Stühle, Schränke und Waschgelegenheiten, sondern legte von Anbeginn großen Wert auf den Aufbau einer kleinen Bibliothek mit heimatkundlicher Literatur, mit geographisch-historischen Darstellungen und Reisebeschreibungen, mit Landkarten und Reisehandbüchern, die es den Wandernden ermöglichen sollten, ihre Reise wissenschaftlich vorzubereiten oder Regentage bei lehrreicher Lektüre nutzbringend zu verwenden. Eine besonders hohe Meinung hatte Guido Rotter von dem Amt des „Herbergsvaters"; in dem Bericht zum Jahre 1889 weist er ihm folgende Aufgabe zu (RWB 9, 1889, S. 156): „Der Herbergsvater verbringt den Abend im Kreise seiner fröhlichen Gäste, macht die jungen Touristen auf besondere Naturschönheiten, andere Sehenswürdigkeiten, industrielle Unternehmungen etc. aufmerksam, gibt, wenn es seine Zeit zuläßt, ab und zu selbst den Führer ab, und so verlebt der Studierende — das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend — seine Ferienzeit gewiß besser als oft daheim in der rauchigen Wirtsstube."

Weil Guido Rotter mit dem Aufbau seines Herbergsnetzes vor allem pädagogische Absichten verband, wird er nicht müde, immer wieder gegen die vom Alpenverein geübte Unterbringung der Herbergen in Gaststätten aufzutreten (z. B. RWB 18, 1898, S. 39); er legte im Gegenteil den allergrößten Wert darauf, daß die wandernde Jugend mit den einfachen Lebensverhältnissen der bodenständigen Gebirgsbevölkerung in möglichst enge Verbindung trete. „Im Verkehr mit der an harte Arbeit und Genügsamkeit gewöhnten Gebirgsbevölkerung sollte die Jugend veranlaßt werden, auf ihren Wanderungen mit sparsamen Mitteln ein Auslangen zu finden", sagte er. (Das

Riesengebirge und sein Vorland, hg. von Karl Schneider, Wien 1924, S. 103). Immer wieder hebt er hervor, welchen günstigen Einfluß das Wandern auf die körperliche Ertüchtigung und die Liebe zur Heimat sowie auf die Entfaltung der Geistes- und Gemütskräfte der Jugend ausübe. Auf der 15. ordentlichen Generalversammlung des Riesengebirgsvereines zu Johannisbad erklärte er am 27. Mai 1894 (RWB 14, 1894, S. 39): „Statt seine Ferienzeit einsam zu verbrüten, wandert der Studierende heute ins Gebirge, um Körper und Geist an den erhabenen Naturschönheiten, an Bildern von Farbenpracht und Sonnenschein zu erfrischen und zu stärken. Und wer sich an solcher Schönheit erquickt, der kehrt heim, die Brust voller Lebenslust, das Herz voller Liebe zu den Menschen. Wenn es wahr ist, daß das Gute durch das Tor des Schönen seinen Einzug hält, dann erzieht man durch dieses einfache und natürliche Mittel gesunde und charaktervolle Menschen."

Seiner Zeit weit vorauseilend, war Guido Rotter beim Aufbau seines Herbergswerkes aber nicht nur vom Bewußtsein seiner pädagogischen Verantwortung, sondern auch von einem hohen sozialen Ethos beseelt. In allen Herbergen war grundsätzlich das Nachtlager und in den meisten auch das Frühstück kostenlos; in den Herbergen des Riesengebirges, die seiner unmittelbaren Obhut unterstanden, wurde überdies ein frugales Abendessen ohne Entgelt verabreicht. In seiner Grundsatzerklärung von 1889 stehen die schönen Sätze (RWB 9, 1889, S. 156; ebda. 16, 1896, S. 35): „Wir machen keinen Unterschied zwischen bemittelten und unbemittelten Studierenden; denn wie in der Schule, so soll auch in der frohen Ferienzeit der arme Student mit demselben Maß gemessen werden wie der Sohn wohlhabender Eltern". „Ebenso gewähren wir ausländischen Studierenden dieselben Begünstigungen wie inländischen, hoffend, daß in nächster Zeit unsere Studierenden durch Reziprozität entschädigt werden ... Der Studierende muß sich bei uns wohl fühlen, weil die ihm erwiesene Unterstützung nie in verletzender Form, sondern als Ausdruck echtdeutscher Gastfreundschaft geboten wird. Ferner fassen wir unsere Institution als eine rein humane auf, daher wir nur anerkannte Wohltäter und Förderer unserer Bestrebungen zu Herbergsvätern bestellen."

Guido Rotter war selbst ein idealer Herbergsvater. Von zahllosen Abenden, die er im Kreise seiner wandernden Studenten und Schüler verbrachte, wußte er, daß sich die Jugend in seinen Herbergen tatsächlich wohl fühlte. Von diesem Glücksgefühl zeugten auch die zahlreichen Eintragungen in die Gästebücher, welche auf seinen ausdrücklichen Wunsch in allen Herbergen zur Sammlung von Einfällen, Erinnerungen und poetischen Ergüssen auflagen. Eine der schönsten Dank- und Lobeshymnen eines wandernden Scholaren stand gleich im ersten Gästebuch der Herberge Hohenelbe vom Jahre 1884 und hatte folgenden Wortlaut (RWB 6, 1886, S. 89):

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt —
Doch braucht zum angenehmen Reisen
Man nebst Gesundheit — Zeit und Geld.

Gesundheit ist, wie ja erwiesen,
Zumeist der Jugend Eigentum,
Und für die Zeit — hoch sei's gepriesen!
Sorgt's Kultusministerium.

Doch fehlt das Geld in vielen Fällen
Dem Studio auf seiner Reis';
Wie wagt er, etwas zu bestellen,
Was er nicht zu bezahlen weiß? —

Vorüber sind die schönen Zeiten,
Wo man beim Pfarrherrn angeklopft;
Jetzt mag man noch so kräftig läuten,
Die frommen Ohren sind verstopft.

Drum tausend Dank den Herbergsvätern!
Sie gründeten ein Institut
Zu unsrem Wohl — auch unsren spätern
Berufsgenossen kommts zu gut.

Man labt die Müden, pflegt die Kranken,
Tut alles für den jungen Gast —
Ein Hoch für solchen Prachtgedanken,
Ein Hoch dem Mann, der ihn gefaßt!

Wie herrlich liegt doch Albipolis,*)
Wie ihr Besuch sich köstlich lohnt!
Man glaubt es kaum, wie einem wohl ist,
Wenn man bei guten Menschen wohnt.

Wie prächtig sind doch hier die Leute,
Wie prächtig Rübezahls Revier!
Rief nicht die Pflicht mich in die Weite,
Weiß Gott, ich blieb zeitlebens hier!

Nach dieser poetischen Danksagung für das große Werk der Herbergsgründung aus der Feder eines Studenten wollen wir uns doch noch aus dem Munde Guido Rotters selbst bestätigen lassen, daß auch er am Ende des ersten Dezeniums mit seiner Schöpfung sehr zufrieden war. In seinem Rechenschaftsbericht während der 16. ordentlichen Generalversammlung des Deutschen Riesengebirgsvereins am 9. Juni 1895 zu Niederhof sagte er (RWB 15, 1895, S. 27): „Ich gehe demnach auf jenen Teil meines Berichtes über, der mir Vergnügen macht. Vergnügen und Freude ist es wirklich zu sehen, wie eine Einrichtung, welche nicht nur im Interesse der Studierenden, sondern auch im eigensten Interesse des von den Studierenden bereisten Gebietes liegt, immer größere Verbreitung erringt und zu einem bedeutenden Unternehmen anwächst. Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, daß bereits verschiedenenorts, sowohl in Deutschland als auch in Österreich, die Gemeindeverwaltungen die Einrichtung und Erhaltung der Studentenherbergen in die Hand genommen haben. In anderen Herbergsorten sind es wieder Private, welche die Beherbergung und Verpflegung der Studierenden im eigenen Hause besorgen. So sehen wir im allgemeinen alles zusammenwirken, um den Studierenden ein würdiges, freundliches und gastfreies Unterkommen zu ermöglichen."
Im gleichen Bericht fährt Rotter fort: „Mit wahrem Jubel wird aber auch alljährlich die Eröffnung der Herbergen von den Studierenden selbst begrüßt, und an vielen Orten erweist sich oftmals der Herbergsraum schon zu eng, um all die jugendlichen

*) Albipolis, gelehrter griechisch-lateinischer Mischname für Hohenelbe.

Gäste aufzunehmen. Aus allen Studienstädten vom Norden Deutschlands bis zum Süden unserer Monarchie strömen die Studierenden herbei, um die Wohltaten dieser Einrichtung zu genießen; und so wurde mit Einführung der Studentenherbergen die bis dahin unentwickelte, ich möchte sagen latente Touristik der Studierenden geweckt, und eine unbeschreibliche, unbezwingliche Reiselust angefacht. Doch nicht allein die Studierenden, auch die Professoren und Schulleitungen zollen der Einrichtung Beifall und Anerkennung und gerade dieser Unterstützung ist es zu danken, daß ein schon recht verzweigtes Unternehmen noch bequem und sicher verwaltet werden kann. Von dem ehemaligen Rektor der Prager deutschen Universität, Prof. Dr. Laube, stammen die bedeutungsvollen Worte: „Das Wandern will wie alles auf der Welt gelernt sein". Und so dürfen wir hoffen, daß aus unserer Schule tüchtige Touristen hervorgehen, welche mit der Lust am Wandern auch die Freude an der Schönheit der Heimat empfinden." Dem Jahresbericht von 1895 entnehmen wir noch die schönen Sätze: (RWB 16, 1896, S. 35) „Der gute Ruf, den unsere Institution überall genießt, und dem wir es zu danken haben, daß alle Eltern, ob vornehm oder schlicht, ihre Söhne unserer Obhut anvertrauen, wird uns nicht früher ruhen lassen, bis jede unserer Herbergen ein Vorbild wahrer Gastfreundschaft, und eine Pflegestätte echten deutschen Frohsinnes geworden ist."

Durch das zähe und zielsichere Wirken Guido Rotters hatten die deutschen Studenten- und Schülerherbergen schon am Ende ihres ersten Jahrzehnts einen sicheren Standort unter den Erziehungseinrichtungen der Nation erlangt. Vor allem hatte die Entwicklung selbst den griesgrämigen Beschluß des Schlesischen Riesengebirgsvereins vom 31. Mai 1887 außer Kraft gesetzt, „die Studentenherbergen, wie sie in Österreich jetzt beliebt werden, nicht zu unterstützen". Während vor dem Jahre 1891 die Besucherzahlen aus dem Deutschen Reiche nur annähernd 10% aller Herbergsbenutzer ausmachen, tritt seit dem Jahre 1892 ein deutlicher Umschwung ein, der sich immer mehr zu Gunsten Deutschlands entwickelt. Unter den 3470 Herbergsbesuchern des Jahres 1892 stammten 2074 aus Österreich und bereits 1396 aus Deutschland. Im Jahre 1893, in dem die Zahl der Herbergen auf 87 mit 444 Betten und 27 Notlagern gestiegen war, überflügelte bei einer Gesamtzahl von 5551 jugendlichen Wanderern die Zahl der Besucher aus dem Deutschen Reich mit 3167 bei weitem jene aus Österreich mit 2384 Gästen. Diese bemerkenswerte Tatsache regt Guido Rotter zu folgender Überlegung an (RWB 14, 1894, S. 39 und Tabelle im Anhang): „Wenn die Besuche aus Deutschland jene aus Österreich übersteigen, so darf nicht übersehen werden, daß ein großer Teil unserer heimischen Studierenden die Alpen besucht, wo auch über Anregung der Zentralleitung Studentenherbergen errichtet wurden. Zu den 2384 aus 43 österreichischen Städten stammenden Besuchern haben 23 deutschböhmische Städte allein 1870 Besucher gestellt... Erfreulicherweise übt das Riesengebirge auf die jugendlichen Wanderer die größte Anziehungskraft aus, indem von den 5551 Besuchen 2283 auf das Riesengebirge kommen. Daran nehmen die Hochschulen mit 373, die Mittelschulen mit 1910 Besuchen teil. Die lebhafteste Frequenz findet in der zweiten Monatshälfte Juli statt, denn in diesen 14 Tagen verzeichnet das Riesengebirge 1373 Besuche. Während im Vorjahre im Durchschnitt auf eine Herberge 63 Besuche kamen, zählten die 11 Herbergen des Riesengebirges durchschnittlich 207 Besuche. Seit Bestand der Herbergen weisen dieselben 19 179 Besuche auf, von denen das Riesengebirge 8394, also fast die Hälfte in Anspruch nahm. Diese zehnjährige Besuchszahl auf die einzelnen Her-

bergen des Riesengebirges verteilt, ergibt für Spindelmühle 1738, Marschendorf 1703, Trautenau 1075, Hohenelbe 867, Weckelsdorf 738, Harrachsdorf 726, Rochlitz 483, Braunau 395".

Im Jahre 1894 war die Zahl der Herbergen auf 94 mit 485 Betten und 48 Notlagern gestiegen; wegen anhaltend ungünstigen Wanderwetters aber erreichten alle Herbergen nur eine Besucherzahl von 3787, unter denen sich 1508 Österreicher und 2279 Reichsdeutsche befanden (RWB 14, 1894, Tabelle im Anhang). Demgegenüber brachte das Jahr 1895, in dem die Zahl der Herbergen auf 97 mit 470 Betten und 46 Notlagern gestiegen war, einen Rekordbesuch mit 7194 Gästen, die aus 2123 Österreichern und 5071 Reichsdeutschen bestanden. In diesem einzigartigen Wandersommer erreichte also die Besucherzahl der Studentenherbergen einen Stand, welcher ungefähr der Hälfte aller Besucher in den vorausgegangenen zehn Jahren gleichkam; auf die Herbergen des Riesengebirges fielen 2541 Nächtigungen, d. h. also mehr als das hundertfache dessen, was im Gründungsjahre der Herbergen 1884 erzielt wurde. Sämtliche Herbergen zählen seit dem Jahre 1884 insgesamt 30 160 Besuche, wovon 12 522 auf das Riesengebirge entfallen. Am Schluß dieses ergebnisreichen Jahres stellte Guido Rotter befriedigt fest (RWB 15, 1895, Anhang und RWB 16, 1896, S. 35): „Für die große Opferwilligkeit aller an unseren Bestrebungen Beteiligten wäre unser Dank wohl nur eine geringe Abschlagszahlung, wenn nicht jedem von uns das Bewußtsein, einem guten Werke zu dienen, volle Befriedigung gewährte. Ein solcher Dienst bedarf keiner besonderen Anerkennung. Zwanglos finden wir uns zu stiller, emsiger Arbeit zusammen, und wer wissen will, was wir vollbracht, der suche unser schönes deutsches Gebirgsland auf und lausche da den frohen Liedern des jugendfrischen, wanderlustigen Studentenvolkes. All die heiteren Gäste haben wir uns selbst geladen und zahlreicher, immer zahlreicher stellen sie sich alljährlich zur Ferienzeit ein. Doch unsere Gastfreundschaft ist lange noch nicht erschöpft, denn groß ist unser gastlich Heim und unbegrenzt unsere Liebe zur deutschen Jugend."

Im Jahre 1896 kann Guido Rotter über einen Bestand von 103 Herbergen mit 480 Betten und 45 Notlagern berichten, von denen 86 auf Österreich und 17 auf Deutschland entfallen. Die Gesamtzahl der Besucher betrug 6246, von denen 1785 aus Österreich und 4461 aus Deutschland kamen. In der 8. Generalversammlung des Riesengebirgsvereins am 23. Mai 1897 zu Schatzlar faßt Guido Rotter noch einmal die Grundgedanken seines Herbergswerkes zusammen; aus seinen von philanthropischer Gesinnung getragenen Worten spürt man die beginnende Auseinandersetzung mit dem vorwärtsdrängenden Sozialismus, wenn er sagt (RWB 17, 1897, S. 38): „Wir leben in einer Zeit, in welcher sich immer mehr humanere Anschauungen über Menschenrecht und Menschenpflicht Geltung verschaffen. All die sozialreformatorischen Bestrebungen, sofern sie sich auf Sittlichkeit aufbauen, sind uns ein Beweis dafür, und ich meine, daß für alle diese Bestrebungen die Menschenliebe die Triebfeder ist. Wenn vielfach behauptet wird, daß im Menschen der tierische Trieb, die schlechten Leidenschaften die Oberhand haben, so möchte ich dieser Behauptung vom ethischen Standpunkt eine andere gegenüberstellen: nämlich die, daß in jedem Menschen ein Funke glimmt, der Liebe heißt und der durch die Gemüts- und Charakterbildung der Menschen genährt wird. Diesen Funken zur lodernden Flamme anzufachen, muß das jugendliche Herz geschult werden. Nicht aus Büchern läßt sich der Geist dieser Wissenschaft schöpfen, nein, dazu muß die alles umfassende Mutter Natur selbst Lehrmei-

sterin sein. Durch ihre Erhabenheit, Reinheit und Schönheit muß sie das Gemüt zur höchsten Andacht erheben, muß sie den Charakter bilden, die Seele und den Körper festigen. Das ist nun der hohe ethische Wert unserer Bestrebungen, denen wir den anspruchslosen Titel „Studentenherbergen" gegeben haben."

Es stellt der menschlichen Grundhaltung dieses den Kreisen der Großindustrie verbundenen Mannes das allerbeste Zeugnis aus, wenn er fortfährt: „Von dem Grundsatze ausgehend, daß das Recht des Naturgenusses nicht durch die Grenzpfähle beschränkt werden soll, daß gegen arm und reich von uns gleiche Gastfreundschaft geübt werden müsse, um von dem Unbemittelten den Gedanken fern zu halten, daß er mit einem anderen Maße gemessen werde als der Sohn wohlhabender Eltern, und indem vorwiegend auf Gemüt und Charakter der deutschen Jugend veredelnd eingewirkt wird, haben wir unseren Bestrebungen so mächtige und hohe Gedanken zugrunde gelegt, die geeignet erscheinen, eine nachhaltige Bewegung unter der deutschen Jugend wachzurufen. Möge unserer deutschen Jugend das Morgenrot, das sie von unseren Bergen begrüßt, den Anbruch einer neuen, wohl ernsten, aber vielleicht gerechteren Zeit verkünden."

Diese geradezu prophetischen Worte wurden von Guido Rotter in dem kleinen Riesengebirgsstädtchen Schatzlar in dem gleichen Jahre 1897 gesprochen, als in der Großstadt Berlin Karl Fischer die ersten Ortsgruppen des Wandervogels gründete, die durch Wandern, Selbsterziehung und Gemeinschaftspflege zu einer Neugestaltung unseres Lebens gelangen wollten. Seine Bemühungen nahmen immer mehr an Tiefe und Umfang zu und mündeten schließlich in den mächtigen Strom der deutschen Jugendbewegung ein, aus dem 12 Jahre später das große Werk der allgemeinen Jugendherbergen hervorgehen sollte.

Der Zeitmangel verbietet es mir, auf die folgenden Jahre der Entwicklung mit der gleichen Gründlichkeit einzugehen, wie dies für die entscheidenden Jahre der Keimzeit notwendig war. Jedenfalls kann für das Jahr 1898 schon von 125 Herbergen mit 550 Betten und 55 Notlagern berichtet werden, in denen 1670 Gäste aus Österreich und 6405 aus Deutschland, insgesamt also 8075 Studenten übernachteten. Wichtig erscheint ferner, daß in diesem Jahre 1898 die offizielle Bezeichnung des Werkes erstmalig auf „Deutsche Studenten- und Schülerherbergen" erweitert wird, was wohl nicht nur eine Anpassung an den reichsdeutschen Sprachgebrauch, sondern auch gleichzeitig eine Folge des ständig wachsenden Stromes der jugendlichen Wanderer darstellt, den Guido Rotter seiner Schöpfung bereits in den Gründungsjahren vorausgesagt hatte.

Der allgemeine Anstieg der Wanderlust, welcher sich als Folge der mächtig anschwellenden Jugendbewegung seit der Jahrhundertwende einstellte, führte in der Folgezeit zu einem so gewaltigen Ausbau des Herbergsnetzes, den Guido Rotter selbst in seinen kühnsten Zukunftsträumen nicht erwartet hatte. Reichten doch seine Studenten- und Schülerherbergen bereits im Jahre 1909, da Richard Schirrmann zu Altena die erste allgemeine Jugendherberge eröffnete, von der Waterkante bis Südtirol und Dalmatien sowie von den Vogesen bis zur Kurischen Nehrung und den Beskiden. Auch nach der Begründung des allgemeinen Jugendherbergswerkes breiteten sich die Deutschen Studenten- und Schülerherbergen im edlen Wettstreit mit ihm noch weiter aus. Rotter stellt fest (Das Riesengebirge und sein Vorland, hg. von Karl Schneider, Wien 1924, S. 103): „Im Jahre 1914 gab es in Österreich und in Deutschland 727 solcher Herbergen, welche seit 1884, dem Gründungsjahr der ersten Herberge in Hohen-

elbe, eine Gesamtzahl von 565 049 Nächtigungen zu verzeichnen hatten. Die stärkste Inanspruchnahme der Herbergen fiel in die Sommerferien des Jahres 1913, in welchem sich die Nächtigungen auf 79 498 bezifferten. Damals erstreckte sich das Herbergsnetz auf fast alle Gebirgsgebiete Deutschlands und Österreichs, auf den größten Teil des deutschen Nord- und Ostseestrandes sowie auf die dalmatinische Küste bis Ragusa."

Durch den Ausgang des ersten Weltkrieges gingen nicht nur die Herbergen aller abgetretenen Gebiete verloren, sondern die Hauptleitung in Hohenelbe sah sich aus politischen Gründen auch gezwungen, in administrativer Hinsicht eine scharfe Trennung zwischen den Herbergen auf dem Boden des Deutschen Reiches und der neuen Tschechoslowakei durchzuführen. Für die reichsdeutschen Herbergen wurde eine neue Geschäftsstelle zu Hirschberg in Schlesien begründet, und die alte Zentralleitung in Hohenelbe zog sich im wesentlichen auf die Verwaltung der Herbergen in der Tschechoslowakei zurück. Aber auch die größten politischen und finanziellen Schwierigkeiten konnten Guido Rotter von dem zähen Versuch eines Wiederaufbaues in keiner Weise abschrecken. Im Zuge des politischen und sozialen Strukturwandels gab man allerdings im Deutschen Reiche in zunehmendem Maße den allgemeinen Jugendherbergen den Vorzug. Die deutschen Gebirgsvereine faßten auf dem „Deutschen Wandertag" zu Würzburg am 12. September 1920 den Beschluß, alle vorhandenen Studentenherbergen in allgemeine Jugendherbergen umzuwandeln und fortan nur solche zu begründen. Bei dieser Entwicklungstendenz stellt es dem Weitblick und der Konzilianz Rotters das beste Zeugnis aus, daß er nach anfänglichem Widerstande bereits am 3. März 1928 durch die Vermittlung des Sudetendeutschen Wandervogels erste Besprechungen mit dem Jugendherbergswerk über eine künftige Zusammenarbeit aufnahm (Jb. RV 1928, S. XXI), die bereits 1930 zur Öffnung der Studenten- und Schülerherbergen in der Tschechoslowakei für alle jugendlichen Wanderer führten. Diese Maßnahme bildete den Beginn für die unaufhaltsam fortschreitende Einschmelzung aller Studenten- und Schülerherbergen in das allgemeine Jugendherbergswerk. Nachdem Guido Rotter auf der 26. Hauptversammlung des Deutschen Riesengebirgsvereins vom 26. Juni 1932 zu Freiheit noch einmal eine Lanze für den Gedanken des Einzelwanderns gebrochen hatte, auf dem ja seine Studentenherbergen ursprünglich aufgebaut waren (Jb. RV 1932, S. XIII), gab er in den folgenden Jahren mit bewundernswerter Konzilianz auch diese letzte Rückzugsstellung seines alten Widerstandes auf, was bis zum Jahre 1938 zur endgültigen Eingliederung aller vorhandenen Studentenherbergen in das allgemeine Jugendherbergswerk führte. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereignis und zur Würdigung vieler anderer Verdienste wurde auf dem „Deutschen Wandertag" 1939 zu Hirschberg eine Guido Rotter - Linde gepflanzt und die Jugendherberge dieser schlesischen Riesengebirgsstadt in Guido Rotter - Jugendherberge umbenannt. Damit hatte eine große historische Entwicklung ihren Abschluß gefunden, an deren Anfang und Ende der Name Guido Rotter steht. Guido Rotter verstarb wenige Tage vor seinem 80. Geburtstage am 10. März 1940 zu Oberhohenelbe im Riesengebirge.

Am Schluß seines langen arbeitsreichen Lebens, von dem hier nur ein kleiner Ausschnitt behandelt werden konnte, sei ein rückblickendes Wort Rotters aus dem Jahre 1936 zitiert, in dem er die Summe seiner Herbergsarbeit zieht (Jb. RV 1936, S. XVIII): „Von den Männern, welche im Jahre 1884 in den Riesengebirgsboden das

Bäumchen pflanzten, das sich im Laufe der Jahre zu einem mächtigen Baum entwickelte, der reichlich Früchte trug, bin ich als letzter noch am Leben. Es war mir vergönnt, die mächtige Jugendwanderbewegung zu erleben, wodurch in mir der Glaube an deren Zukunft gefestigt wurde. Wohl hat diese erfolgreiche Bewegung im Laufe der langen Jahre auch andere Formen angenommen, aber immer blieb der ursprüngliche Gedanke das Leitmotiv, und er wird fortleben und untrennbar verbunden bleiben mit dem Boden, auf dem er zuerst gediehen ist, nämlich dem Riesengebirge."
Wenn nun heute nach der verbrecherischen Austreibung des Ostdeutschtums der Gedanke einer Guido Rotter - Jugendherberge von Hirschberg und Hohenelbe nach Hohenberg übertragen wird, so geschieht dies nicht nur wegen des wundersamen Anklanges von Hohenelbe und Hohenberg, sondern vor allem, weil wir uns hier am Fuße des Fichtelgebirges, also der Wurzelstelle vieler zentraleuropäischer Mittelgebirge, und gleichzeitig vor den Toren der staufischen Kaiserpfalz Eger, also einem erhabenen Quellpunkte der mittelalterlichen Ostpolitik, und damit im Herzen einer Landschaft befinden, in welcher West- und Ostdeutschland geographisch und historisch miteinander verklammert sind. Auf Grund dieses Raumschicksals scheint unsere Landschaft berufen zu sein, zum Träger eines Brückenschlages zwischen West und Ost zu werden, welcher in Guido Rotter, einer jugendfreundlichen und volksverbundenen, einer weitblickenden und konzilianten Persönlichkeit altösterreichischer Prägung, einen würdigen Namenspatron gefunden hat.

Abkürzungen
RWB = Das Riesengebirge in Wort und Bild. Fachblatt für die Gesamtkunde des Riesengebirges und der angrenzenden Gebiete. 18 Jahrgänge 1881 - 1898.
Jb. RV = Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe) 27 Jahrgänge 1912 - 1938.

Guido Rotter (1860-1940) / *Synopsis*

Creator of the "German Students' and Pupils' Hostels"

Address delivered at the opening of the Guido-Rotter Youth Hostel at Hohenberg on the Eger in Upper Franconia on 3rd September 1960.
Professor Schier reminds his audience gathered at Hohenberg, this Western corner of the Bohemian Quadrangle, that Guido Rotter was born on 26th March 1860, i. e. a hundred years ago, at Grulich, Bohemia's Eastern corner-point, situated on exactly the same parallel, the bee-line of 340 kms being halved by Prague. The country around Hohenberg is the geographical centre of the European Continent, historically speaking it is a bridge connecting Bavaria and Bohemia: the Old Egerland comprised it as well as that Eastern part with Eger which was pawned to the Crown of Bohemia in 1322. Even Bavaria got its very name from the Baiwarii, the former inhabitants of Bohemia. Ours is a time of ruptured connections, let us remember that this stretch of country has proved a tie connecting East and West through the centuries.
In Guido Rotter a great gift of organisation, which he used in the industrialisation of his native country, was combined with that deep admiration of nature which we perceive also

in another great Silesian, in the poet Joseph Freiherr von Eichendorff. In 1882, when he had come down from the Technical University of Vienna, he was made manager of a branch factory of his fathers' flax-mills at Oberhohenelbe in the Riesengebirge. Thus the young man was placed in the landscape which he was to make his home in 60 years of hard work. Whilst he was throwing himself into his industrial tasks — he succeeded in making a number of important technical inventions —, he at the same time joined the Riesengebirgsverein founded three years previously, became its second chairman in 1902 and its first chairman in 1911, leading it to its most splendid era. The Riesengebirgsverein was the organisational basis for opening up the Riesengebirge in matters economic, cultural, and of tourism.

In those years his idea of the "Students' and Pupils' Hostels" struck root. He had noticed the importance the "Herbergen zur Heimat" had for itinerant journeymen, and planned to give young students a network of similar shelters. Thus he founded the first youth hostel of the world in Karl Steudler's house at Oberhohenelbe on 15th July 1884. It was called "Studentenherberge" (students'hostel), but in Austria the word student meant also the pupils of secondary schools, thus pupils were among its users from the beginning. After 1898 such hostels were called "Students' and Pupils' Hostels", because they became more numerous in the Reich, and word usage there made such elucidation desirable.

In the periodical "Das Riesengebirge in Wort und Bild" Guido Rotter reported on his new institution, which in the beginning had to overcome many difficulties. That oldest youth hostel in the world was frequented only by 21 "students" in its first year (1884), there were no guests in the rainy summer of 1885. The whole idea might have failed, if Rotter had not managed to persuade Prosper von Piette-Rivage, a big industrialist, to donate a considerable sum, and the Riesengebirgsverein to place the hostels under its patronage. The result was that in 1886 there were already 6 hostels in the Riesengebirge frequented by 300 guests between July 15th and September 15th. On the other side of the border the idea was not taken up enthusiastically, still in 1887 the "Silesian Riesengebirgsverein" decided "not to support students' hostels such as they are getting popular in Austria, but to give scholarships to deserving pupils for a visit to the Riesengebirge".

In the same year, however, the Deutsche Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge decided to open such hostels in its own area and to acknowledge Hohenelbe as the central agency. Thus, besides 3 hostels in the foreland of the Riesengebirge, 13 more hostels were opened, and the idea was transferred to other hiking areas. These 22 hostels containing 103 beds were visited by 980 "students" (among them 100 university students). In 1888 the delegates of Bohemia's German mountaineering clubs passed a joint resolution in Tetschen on the Elbe welcoming the students' hostels and promising support within their areas of activity. 18 more hostels were founded in that year. In 1889 the Erzgebirge had 4 new hostels, the Böhmerwald 20 in 1890. Taken all in all, there were 66 hostels with 2765 guests in that year. In 1891 the Gebirgsverein für die Mährisch-schlesischen Sudeten declared themselves willing to open hostels according to the pattern set by Guido Rotter and to place them under the central agency at Hohenelbe; 6 more hostels were opened here, and the total number was thus increased to 78. By the addition of the Eastern Sudeten a network of hostels was now in existence the distance between which could be covered in about a day's hike; they extended throughout all the border mountains encircling Bohemia, Moravia, and Silesia.

The organisation, under Rotter's gentle guidance, had thus reached its first stage of completion, and Professor Schier here puts in some words about the character of those oldest hostels. Contrary to today's youth hostels they were actually reserved for studying young people (i. e. university students, pupils of the upper forms of grammarschools and non-classical secondary schools, pupils of the top forms of industrial schools, of teachers'

training colleges and of commercial schools, pupils of technical schools who had passed the lower forms of a grammarschool or a non-classical secondary school). Such restriction did not imply any disdain of young people following some craft — they had the hostels of the old guilds at their disposal which were rather intact in Austria at the end of the century; besides, the educational purpose seemed to be better served by admitting only young people of similar educational standards, and overcrowding was avoided. The selection of those entitled to entrance was entrusted to the headmasters of the schools mentioned, who asked Hohenelbe for the required number of permits at the beginning of the hiking season. Contrary to the "German and Austrian Alpenverein", Rotter had housed his hostels in private buildings or schools thus avoiding inns and hotels. They were equipped with small libraries containing books on the nature, geography and folklore of the area concerned.

He had a high opinion of the office of host, and educational aims prevailed in his entire concept. The hiking youngsters should form as close contacts as possible with the hard-working hillmen. Wandering, to Rotter, was a simple means of educating healthy and steadfast men who loved their native country and its people, who also loved nature and its beauties. He was far ahead of his times also in his social ethos. Night's shelters were free in his hostels, and in most of them also breakfast was provided free of cost; in the Riesengebirge even supper was gratis. Students from abroad enjoyed the same privileges, he hoped for reciprocity in the future. Only true benefactors and promotors should be admitted to the office of host. Guido Rotter himself was an ideal host, and a poem written down by a wandering scholar in the first visitor's book of Hohenelbe, who thanked and praised him for his hospitality, is reprinted. In his report rendered to the general meeting of the Deutsche Riesengebirgsverein in 1895, he expressed the satisfaction and joy he felt at the spreading of his idea — with real jubilation, he said, the youngsters welcome the opening of new hostels, each of them another outlet for their repressed wanderlust; he quoted Professor Laube, late Rector of the German University of Prague, who had said that hiking, like anything else, must be learned; and he spoke proudly of the trust parents of all social classes showed in his hostels.

Thus by the end of the first decade of their existence, the "German Students' and Pupils' Hostels" had secured a firm stand among the educational institutions of our ethnic group, and the Silesian Riesengebirgsverein revoked its sullen resolution of 1887 "not to support the students' hostels such as they are now getting popular in Austria." Whilst in 1891 the guests coming from the Reich were about 10% of the total number of guests, in 1893 there were 3167 guests coming from Germany and 2384 from Austria. Guido Rotter sees the reason of this trend in the fact that many Austrian students went to the Alps now, where, on the suggestion of the Central Agency at Hohenelbe, also Students' Hostels had meanwhile been opened. In 1896 there were 103 hostels (86 in Austria, 17 in Germany) frequented by 6246 guests In 1897 Rotter once more summed up his ideas before the representatives of the Riesengebirgsverein at Schatzlar; not only his philanthropism and trust in the healing power of nature shine through in this report, this man coming from big business is open to the ideas of rising socialism, he stresses the fact that, through his hostels, the right to enjoy nature is no longer restricted by poverty or by political boundaries, and says: "May the dawn greeting our German youths from these mountains announce to them the break of a new era, which, though stern, will perhaps be juster than ours."

These words were spoken in 1897, the same year in which Karl Fischer in Berlin founded the first local groups of the Wandervogel, who through hiking, self-education and community-spirit, strove to renew the nation's cultural life. Twelve years later the great work of the General Youth Hostels rose out of that broad river of the German youth movement. In 1909, when Richard Schirrmann opened the first General Youth Hostel at Altena, Rotter's

German Students' and Pupils' Hostels extended already from the Waterkant to the South Tyrol and Dalmatia, from the Vosges to the Curishe Nehrung and the Beskids. And they continued to grow: in 1914 there were in Austria and Germany 727 such hostels, in the summer of 1913 they had provided 79,498 night's shelters.

In consequence of the First Great War the administration of the hostels inside Czechoslowakia had to be severed from that of the hostels in Germany, for which a new central agency at Hirschberg in Silesia was organised. In view of the changes in the social fabric General Hostels were now preferred in Germany, in 1920 the German mountaineering clubs passed a resolution at Würzburg to convert all existing Students' Hostels into General Hostels. Rotter's conciliatory disposition is proved by the fact that, after some time of hesitation, he agreed to cooperation: In 1930 the students' and pupils' hostels were opened to all young hikers, by 1938 all still existing students' hostels had been incorporated in the General Youth Hostels Organisation (Allgemeines Jugendherbergswerk). In appreciation of his great merits a Guido-Rotter lime-tree was planted at Hirschberg in 1939, and the youth hostel of this Silesian town was named "Guido-Rotter Youth Hostel". A few days before his 80th birthday he died at Oberhohenelbe on the 10th March, 1940.

After the criminal expulsion of the Germans from their Eastern homelands, the name of "Guido-Rotter Youth Hostel" has now been transferred from Hirschberg and Hohenelbe to Hohenberg, because here, before the gates of the old Imperial palace of Eger, we are in a landscape welding together Eastern and Western Germany geographically and historically; in a landscape, which is therefore fit for future bridge-building in the spirit of that noble character of old Austrian coinage.

Geht euch aber in der Natur ein ganz anderes Licht als in unseren Städten auf; denn sind unsere Städte von Menschenhänden gemacht — von Menschenodem verpestet, die Natur aber von Gottes Händen geschaffen, seinem reinen Odem belebt. Und klärt dieser reine Odem euren in den Städtedünsten trübe gewordenen Blick wunderbar auf! Ist eine schöne Sache, dieses Aufklären, wenn so die verdorbenen, verpesteten Dünste schwinden, ihr der Wahrheit bis auf den Grund schaut, schaut, wie der große Staatsmann droben regiert mit seinen schönen herrlichen Werken.

(Postl-Sealsfield)

DÄMMERUNG ÜBER BÖHMEN

Purpurn stirbt die müde Sonne
hinter einer Wolkenwand,
und ein Glanz verblichner Wonne
zittert über Böhmens Land.

Land o Land, das mich geboren,
hegte meines Lebens Keim,
hilflos in der Zeit verloren
weht dein Lied „Wo ist mein Heim . . .?"

Deine dunklen, stillen Wälder
werden nicht mehr Heimat sein . . .
Mag wohl dann auf deine Felder
sommers glühn der Sonne Schein?

Ach, wir gehn mit müden Schritten
stumm auf fremden Wegen hin;
die so schwer um dich gelitten,
kennen nicht des Opfers Sinn.

Die so schwer um dich gelitten,
gehen fort von Hof und Haus,
nicht allein — in unsrer Mitten
zieht die Sorge mit hinaus.

Dunkel fällt die Nacht hernieder
wie ein samten Trauertuch.
Immer wieder, immer wieder —
Bruders Tod und Bruders Fluch.

Herb wie deiner Lieder Töne
dringt die Zukunft auf uns ein:
Böhmen, deine treuesten Söhne
werden deine ärmsten sein!

OSKAR KOKOSCHKA „Selbstbildnis mit Mütze"

Xaver Schaffer

KünstlerAnekdoten

Unser Mitarbeiter XAVER SCHAFFER, von dem im Jahre 1944 unter dem Titel „Die bunte Palette" eine Sammlung von Künstleranekdoten mit Karikaturen von Prof. Hans Erich Köhler erschien, hat nun nach jahrelangem Suchen und Sichten in allen möglichen Publikationen ein neues Sammelwerk mit Künstleranekdoten aus fünf Jahrhunderten abgeschlossen. Hieraus eine kleine Auswahl für „Sudetenland". — Die Illustrationen stammen von HERIBERT LOSERT.

Wahrscheinlich ist die Zahl der historisch echten Anekdoten kleiner als man gemeinhin annimmt. Das tut jedoch dem Wert der Anekdote an sich keinen Abbruch, denn eine Anekdote muß keineswegs buchstäblich wahr, sie muß nur möglich sein. Nur dann tritt keine Verfälschung oder Verzerrung im Charakterbilde desjenigen auf, dem sie zugeschrieben wird.

Die Anekdote erhält ihr Licht und ihren Wert aus dem Bilde einer Persönlichkeit. Sie ist also kein totes Ding und sollte auch nicht so hingenommen werden. Sie gehört einfach zu einem bestimmten Menschen und in eine bestimmte Zeit und ergänzt in ihrer speziellen Weise das Bild, das die Zeitgenossen und noch mehr die Nachwelt sich von einem bedeutenden Menschen machen. Es gehört zum Wesen der Anekdote, daß sie sich gerne mit bestimmten Einzelheiten aus dem Charakterbilde begnügt, daß sie die Sache oft über die Person setzt und daß ihr die geistreiche Norm vielfach mehr bedeutet als Person und Sache. Die Anekdoten sind im Bildnis eines Menschen nicht die wesentliche Formgebung, sondern im Farbigen das letzte spritzige Licht.

Johann Gottfried Seume, er liegt in Bad Teplitz-Schönau begraben, sagt in einem seiner Tagebücher, Anekdoten könnten das Wesen eines Menschen meist viel treffender aufhellen als langatmige Abhandlungen, und Alfred Kubin, einer der großen europäischen Zeichner der Gegenwart, Sudetendeutscher von Geburt und Gesinnung, meinte einmal zu seinem Münchner Verleger Reinhard Piper, daß er Künstler-Biographien gerne lese, jedoch sollten die Kunsthistoriker statt der vielen Vergleiche und Begeisterungsäußerungen lieber die Lebensumstände der Meister, ihre Eigenheiten und Anekdoten erzählen.

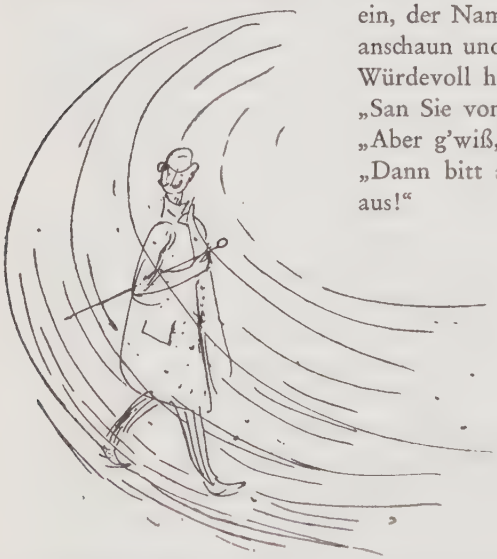
Zutreffendes

„Sie kennen doch auch den Maler Dingsda?" meinte Kubin einmal zu einem guten Bekannten, „Immer, wenn wir uns treffen, schaut er mich treuherzig an und sagt: „Jetzt muß ich Sie aber was Dummes fragen . . ." und dann fragt er auch was Dummes!"

Eine durchaus österreichische Note haben die Anekdoten um den Maler Max Schödl (1834 - 1931), der ein Schüler der Wiener Akademie war und nach Studienaufenthalten in Italien, England und Frankreich mit der Zeit eines der merkwürdigsten Wiener Originale wurde, dessen Stilleben man seinerzeit sehr schätzte. Es bleibt dem Leser anheimgestellt, zu entscheiden, ob es sich bei den Taten und Worten des Herrn von Schödl um liebenswürdigen Schwachsinn oder um überlegene altösterreichische Lebensweisheit handelt. Nach einer Mitteilung seines Neffen stammt Schödl aus Bruck am Hammer bei Marienbad, was ihn nicht hinterte, ein Ur-Wiener zu werden.

Knigge für Wien

Seit den Tagen des spanischen Hofzeremoniells hat man in Wien besondere Höflichkeitsformen: Servus, Küß die Hand, Euer Gnaden, und dann das „Von"! — Den Max Schödl z. B. kennt ganz Wien nicht anders als den „Herrn *von* Schödl".
Sitzt er einmal daheim und malt — an einem Stilleben natürlich. Da kommt ein Besucher:
„Habe die Ehre! Herr Schödl, ich hab gehört, unser Kaiser hat von Ihnen a Bildl gekauft, dann der russische Großfürst . . . na, wie heißt er jetzt! . . . Fallt mir net ein, der Name . . . und da möchte ich halt auch was anschaun und kaufen, Herr Schödl . . ."



Würdevoll hatte sich inzwischen der Maler erhoben:
„San Sie von Wean?"
„Aber g'wiß, selbstverständlich, Herr Schödl . . . !"
„Dann bitt ich mir aber von Ihnen mein „**von**" aus!"

Die Ringstraß'n

Spazierengehen tu i halt am liebsten auf der Ringstraßn. . . . Warum? — Da kann ma umdrahn, wo man will . . ."

So a Glück!

Der Herr von Schödl trifft den berühmten Schauspieler Girardi, der nebenbei ein „eingebildeter Kranker" der schlimmsten Sorte war. Nach zeremonieller Begrüßung fragt der Maler:
„Ham Sie's schon g'hört, Herr von Girardi, was gestern dem Herrn von Pospischil passiert is? Net? Also, dees is a ganz a tragische G'schicht. Also, der wundert sich, daß es auf einmal aufm Ring so stad wird, nimmt seine Uhr raus, meint, sie geht zu spät, hält sie ans linke Ohr, hält sie ans rechte Ohr — und hört nix, kan Ton! Wie dem Beethoven is ihm gangen — taub war er geworden!"
Der Girardi schaut den Schödl entgeistert an, wird bleich:
„Also, Herr von Schödl, dees is ja direkt öntsetzliiich! . . . Mir is auf einmal, als höret ich auch alles nur noch so gedämpft." Und schon zieht er hastig seine Uhr aus

der Tasche, hält sie ans rechte Ohr, wird noch blasser, hält sie ans linke Ohr und flüstert, Entsetzen in den Augen:
„I bin taub!"
Nun wird auch der Schödl desperad, nimmt die Girardi-Uhr, schaut darauf, hält sie ans Ohr und frohlockt:
„Nix is g'schehn, Herr von Girardi. San's ohne Sorgen! Ihrane is nix wie stehn blieb'n."
Der große Girardi atmet auf und der Herr von Schödl klopft ihm auf den Arm: „Da können's wieder einmal von Glück sagen, Herr von Girardi, daß Ihre Uhr stehen geblieben is. Denn wann dees net so gewesen wär, dann ginget es Ihnen jetzt wie dem armen Pospischil."

Daher

Auf der Ringstraße trifft er eines Tages eine ihm bekannte Dame in Trauerkleidung. Nachdem er sie höflichst begrüßt, fragt er auch nach dem Wohlergehen des Herrn Gemahls: „Ja, Herr von Schödl, haben's denn das nicht g'hört? Vor fünf Wochen is er doch g'storbm!" Darauf Schödl:
„Drum sieh ich ihn in letzter Zeit so seltn!"

Das Dekolletee

Da war er einmal mit seiner hübschen molligen Frau in der Oper. Hinter den Stühlen der beiden stand ein jüngerer Herr. Während der Pause flüsterte die Frau Schödl:
„Du, Max, der Herr hinter meiner schaut mir in aaner Tour ins Dekoletee!" Der Herr Schödl erhebt sich, stellt sich kerzengerade vor den Lackl hin und sagt mit zornbebender Stimme:
„Sie . . . habens nix G'scheiteres zu tun als meiner Frau ins Dekolletee neinzschaun?!"
Der elegante Lackl macht eine Verbeugung und sagt: „Nein."
Wendet sich der Herr von Schödl seiner Frau zu und flüstert:
„Hast es g'hört? Also, was macht man mit so einem!"

Zirkusluft

Ein Zeitgenosse Max Schödls und Urwiener dazu war auch der Maler Hans Canon, ein Schüler von Ferdinand Waldmüller. Von Canon stammt u. a. das riesige Deckengemälde im Naturhistorischen Museum in Wien. Er war ein Kraftmensch, der die unkleidsame Herrentracht ablehnte, malerische Pumphosen trug, die von einem feuerroten Piratengürtel gehalten wurden und sich als glänzender Fechter ebenso hervortat wie als Schwimmer, Schütze und Ringer.
Trat da in einem mittelgroßen Zirkus ein „Herkules" auf, der 100 Gulden demjenigen zahlen wollte, der ihn besiegte. Nach dieser Ankündigung verließ ein k. u. k. Kürassierrittmeister (Größe 1.94) seine Loge, stieg in die Manege und legte den Herkules mit einigen raschen Griffen in den Sand. Das Publikum tobte vor Begeisterung. Seine Majestät jedoch war höchst erzürnt und Rittmeister Hans von Straschiripka, aus altem böhmisch-mährischen Adel, mußte seinen Abschied nehmen. In wenigen Jahren war der ehemalige Rittmeister der berühmte österreichische Genre-, Historien- und Bildnismaler Hans Canon.

Die Drohung

In Wien wohnte er in der Starhemberggasse. Sein Hausherr war ein unbedeutender Maler, der gerne von seiner Freundschaft mit Canon erzählte. Canons Freundschaft äußerte sich in der Hauptsache darin, daß er nur dann Miete zahlte, wann er Lust hatte.

Als der Maler-Hausherr einmal auf Drängen seiner Frau an die Türe pochte und um Begleichung der Mietschulden ersuchte, donnerte Hans Canon:

„Wenn du noch einmal um den Zins kommst, schieß ich dich nieder!" und vergaß von der Stunde an die Bezahlung der Miete gänzlich.

Borgen macht Sorgen

Für ein Porträt hatte sich der Maler einmal von einem Bekannten einen schönen Herrenpelz ausgeliehen und brachte ihn trotz wiederholter Mahnung nicht zurück. Nun wollte ihn der Besitzer persönlich abholen und traf den säumigen, angetan mit dem Pelz im Atelier. Und schon tönte dem Besucher die Posaunenstimme entgegen:

„Halt! Stehenbleiben! — Ich hätt den Pelz schon längst zurückgebracht, aber ich bin blatternverdächtig!"

Der Mann verschwand fluchtartig — ohne Pelz.

Praktisch

Meinte einmal der Herr von Schödl: „Am liebsten trag ich, wann ich ins Theater geh, einen Gehrock. Man fährt in ihn hinein — und is drin!"

Semmelplastik

Der Bildschnitzer Bernhard Kutzer (1794 - 1864) entstammt einer Künstlerfamilie und lebte in Obergrund bei Zuckmantel. Die meisten seiner Arbeiten schuf er für Kirchen und Klöster. Einmal wanderte er nach Gräfenberg, um bei der dortigen Kurverwaltung eine bestellte Prießnitz-Büste abzugeben, wobei sich ihm ein Fremder anschloß und ihn auch fragte, was er da so vorsichtig trage.

„Ein Schnitzelwerk", war die Antwort.

In Gräfenberg setzten sie sich an einen Tisch. Kutzer packte sein „Schnitzelwerk" aus und stellte es auf den Tisch. Ohne daß Kutzer es merkte, bildete der Fremde aus den weichen Teilen von Semmeln in kurzer Zeit die Prießnitzbüste nach und stellte sie ebenfalls auf den Tisch. Perplex stotterte Kutzer: „Sie ... Sie verstehn woll a was davon?" Dann meinte er in seiner bedächtigen Art:

„Wenn Hefe dran is, dann ginget er auseinander und dees wär schad."

Der Kutzer und der Fremde, es war Ludwig von Schwanthaler aus München, wurden Freunde fürs Leben.

Zauberei

In seinem Garten unter dem Schlößchen Zwickledt, wo Kubin bis zu seinem Tode lebte und wirkte, fing seine Wirtschafterin, gewiß auch im Auftrag und Interesse des Zeichners, Neugierige ab und geleitete sie mit sanfter Gewalt wieder zum Tore hinaus. Beinahe wäre es auch Oskar Kreibich so ergangen, als er von weither gekommen war, um von dem „Zauberer von Zwickledt" ein Porträt zu machen. Erst als er seine Mappe öffnete und seine Farbskizzen aus Afrika vorwies, darunter ein wild aussehender Medizinmann, durfte er passieren.

Der alte Kubin schmunzelte, als es ihm Kreibich erzählte.

„Dees is gut! Also ein afrikanischer Zauberer öffnete die Türen . . . Man siehts wieder: Teufelskerle haben halt immer Einfluß auf die Frauen . . !"

Orientalische Märchen

Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung hatte der Reporter einer ausländischen Zeitung bei der Nennung von Oskar Kreibichs Wohnort Backnang (in Württemberg) *Bagdad* verstanden. Da vorher von des Malers Aufenthalt in Afrika gesprochen worden war, schien es ihm zwar verwunderlich, aber doch möglich, und Oskar Kreibich fand im Trubel keine Gelegenheit, den Irrtum zu korrigieren. „Wenn der nun wirklich in seiner Zeitung Bagdad schreibt . . ?!" meinte er mit besorgter Stimme zu einem Freund, der ihn dafür nun dauernd und konsequent als „Kalif von Bagdad" titulierte. Am Abend saß man fröhlich beisammen. Bei unserem Maler eine reizende Dame, die sich über Person und Werk genauest informieren wollte.

„Und wo leben Sie jetzt?" Und Oskar, schon etwas müde und zerstreut, antwortete: „In Bagdad!" Dann merkte ers: „Märchenhaft sowas! Jetzt glaub' ich's selbst schon."

Lapidar

Ein sehr reger Kunstverein in der „Provinz" bereitete eine Ausstellung vor und bat in einem der Einladung beigelegten Rundschreiben die Künstler um einige kurze Mitteilungen über Leben und Werk. Die Frage: Was soll bei den geplanten täglichen Führungen von Ihren Arbeiten gesagt werden?, beantwortete der Maler und Zeichner Max Geyer, der damals schöne Erfolge, trotzdem aber selten genügend Geld hatte, mit vier Worten: „ . . . daß sie verkäuflich sind!!"

Irrtum

Im selben Atelier stand ein alter Bauernschrank, vom Maler selbst mit Blättern und Blumen bunt bemalt und mitten drin — als sein Wappentier — ein Geier. Meinte er einmal zu mir: „Ich hoffte immer, er würde ein Phönix, aber nix. Er entwickelte sich zum Pleitegeier . . !"

Lebensweisheit

Todkrank kam der Maler aus tschechischer Kriegsgefangenschaft nach Regensburg und bezog hier mit Frau und Töchterchen eine gemütliche Atelier-Wohnung am Schopperplatz, hoch über der Donau. Von hier aus versandte er einmal zum Jahreswechsel an seine Freunde eine seiner liebenswürdigen Gelegenheitsgraphiken: Ein kleiner dicklicher Hemdenmatz spielt begeistert mit der eigenen großen Zehe. Auf der Rückseite las man einen Vers Geyerscher Eigenerzeugung: *„Wenn kein Strohhalm in der Nähe greife nach der eignen Zehe!"*

Karl IV., Hus und Wenzel im Lichte einer deutschen Geschichtsbetrachtung

In seinem Buch „Deutsche Geschichte" beschäftigt sich Michael Freund (Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1960, 797 S. mit 590 Abbildungen DM 39.—) mit der Stellung der böhmischen Länder im Reich im 14. Jahrhundert und den drei Persönlichkeiten, die von entscheidender Bedeutung sind, Karl IV., Hus und König Wenzel. Moderne Betrachtungen werden auf jene Epoche, die Schwelle zur Neuzeit, angewendet, nicht zuletzt in der Absicht, Geschichte gegenwartsbezogen und gegenwartsnahe zu gestalten. Ob der Versuch in Bezug auf nationale Fragen und die Wertung politischer Geschehnisse wie ethischer Auffassungen zu bejahen ist, erscheint zumindest problematisch. Freund selbst sagt in seinem Vorwort „objektive Geschichte" ist ein Traumbild und „So soll diese Geschichte eine Erzählung vergangenen Lebens sein, das heute in tausendfachen Abwandlungen und unendlichen Vorstellungen noch weiterbesteht!" Aber hält seine Ansicht „Viele Dinge und Mächte sind untergetaucht und kehren dann unter einem anderen Namen wieder, und der Historiker hat nur einen Namen dafür" einer kritischen wissenschaftlichen Untersuchung stand? Entstehen hier nicht Anachronismen, die weder der Gegenwart nützlich sind noch der Vergangenheit gerecht werden? Auch die Relativität der geschichtlichen Ereignisse, deren Bedeutung nach dem jeweiligen gegenwärtigen und zukünftigen Geschehen wechsle, zu der sich der Verfasser bekennt, kann nur bedingt Geltung haben. Sollte nicht die Geschichte die Aufgabe haben, mit dem größten Willen zur Objektivität den tatsächlichen Ablauf darzustellen, den Legenden entgegenzutreten, die überall vorhanden sind und die als politische Triebkräfte viel gefährlicher sind, als das nach Objektivität drängende Geschichtsbild, das zum Geschichtsbewußtsein werden sollte? Besteht nicht die Gefahr, daß Vergangenes, von der Gegenwart her interpretiert, nicht nur nicht gerecht wird, sondern zu neuerlicher Legendenbildung führt? Die deutsche Geschichte bedarf zweifellos der Entschlackung, das deutsche Geschichtsbild bedarf der Revision, besser die deutschen Geschichtsbilder, das Geschichtsbewußtsein bedarf neuer Grundlegung. Aber ob dies mit einer Darstellung erreicht wird, wie sie Michael Freund vorlegt? — Wir bringen anschließend zwei Abschnitte daraus (S. 121 - 123 und S. 125 - 128) im vollen Wortlaut, um uns nicht durch Kürzungen der Entstellung schuldig zu machen und stellen diese zur Diskussion. Stellungnahmen werden im nächsten Heft wiederum im Forum veröffentlicht. Sie werden sowohl zum Grundsätzlichen wie zum Konkreten erbeten.

(Die Schriftleitung)

„Karl IV. (1346 - 1378), der Sohn König Johanns von Böhmen, zum Nachfolger Ludwigs des Bayern noch zu dessen Lebzeiten gewählt, wird zu den Luxemburgern gezählt. Französisch gebildet, in den modernen Entwicklungen der Regierung durch Geld, Beamte und Soldaten erfahren, den Krieg des deutschen Königtums mit dem Papsttum beendend, ohne vor der Kirche und dem Papst im wesentlichen zurückzuweichen, sah er in Böhmen den Eckpfeiler seiner Macht. Er war nicht der erste und nicht der letzte Böhme, der über das Reich regierte. Böhmen schien allzuoft die große Drehscheibe der Reichsmacht zu werden. Beinahe wäre das „Goldene Prag" zur

Hauptstadt Deutschlands geworden. Das weitgespannte Territorium des Bayern, des Kaisers Ludwig, zerfiel sehr rasch. Ludwig der Bayer hatte die Hand auf Brandenburg, Bayern, die Pfalz, Tirol und Norditalien gelegt. Aber die meisten der großen Reiche dieser Zeit wuchsen nicht wahrhaft zusammen und ließen sich nach dem Tode ihres Herrschers verteilen wie eine Münzsammlung.

Karl IV. war vor allem in Böhmen zu Hause und wirkte wohltätig für dieses Land. Er gründete Karlsbad, das im 19. Jahrhundert das Bad derer werden sollte, die zu gut gelebt hatten, um nach 1939 aufzuhören, ein Modebad der oberen Schichten Europas zu sein, und statt dessen den Geruch eines vielfältigen Blutbads an sich trägt.

Durch die Goldene Bulle vom Jahre 1356 regelte Karl IV. das deutsche Königsrecht. Ein Kollegium aus sogenannten Kurfürsten sollte die Wahl vollziehen, und diese Wahl sollte ohne Einflußnahme des Papstes vor sich gehen und ohne Bestätigung durch die geistliche Gewalt gültig sein. Das Reich hörte auf, heilig und römisch zu sein; aber es war auch schon kein Reich mehr. Diese sieben Kurfürsten hatten alle feierliche Ämter und Titel, die zu einem gewissen Teil schon damals Schall und Rauch und ein Mummenschanz waren. Es gab drei geistliche Kurfürsten, den Erzbischof von Mainz (Erzkanzler für Deutschland), den Erzbischof von Trier (Erzkanzler für Burgund) und den Erzbischof von Köln (Erzkanzler für Italien). Diese drei waren also entweder Kanzler für etwas, was es nicht gab (Deutschland), oder für etwas, was Deutschland kaum noch recht unterstand. Die vier weltlichen Kurfürsten waren: Der König von Böhmen (der Erzschenk), der Pfalzgraf bei Rhein (der Erztruchseß), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (der Erzmarschall), der Markgraf von Brandenburg (der Erzkämmerer). Zu einem Amt etwa des Erzschenks, der dem Herrn des Reiches einzuschenken hatte, brachte es Deutschland später nicht mehr. Die Benennung dieser vier Kurfürsten zeigt, daß ihnen jede echte Aufgabe und Verantwortung im Reich fehlte.

Mit vier Stimmen konnte fürderhin der König gewählt werden. Die drei geistlichen Kurfürsten konnten immer den König machen, wenn sie nur einem einzigen weltlichen Kurfürsten ihre Gottesfurcht einzuflößen vermochten.

Natürlich gab es eine große Anzahl von Fürsten, die darüber unwillig waren, daß sie diesem Kollegium nicht angehörten. Der lauteste von ihnen war Rudolf IV. von Österreich. Er setzte auch schon die Hofliteraten ans Werk, wie sie die neu aufsprossende Renaissance geschaffen hat, und gebrauchte für seine Propaganda den blumigen Unsinn, der damals im Schwange war. Die Hofliteraten behaupteten, daß Nero und Cäsar den deutschen Fürsten mehr Rechte eingeräumt hätten als die Goldene Bulle. Im Grunde war Rudolf IV. von Österreich vom selben Kaliber wie Karl IV. Er träumte von einem Reich, das Ungarn, Österreich und Böhmen vereinigte. Allerdings war er entschlossen, sein geliebtes Wien zu dessen Hauptstadt zu machen. Er gründete dort eine Universität und baute den Stephansdom. Durch Bündnisverträge leitete er den Zusammenschluß der drei Reiche ein, durch jene Bündnisverträge, die damals Eheabschlüsse hießen, weil zu dem im Grunde politischen Abschluß jeweils eine Prinzessin oder ein Prinz als Draufgeld gegeben wurde. Die Früchte heimsten seine Nachfolger ein, 1366 wurde Freiburg im Breisgau für die Habsburger gewonnen, 1367 Dalmatien und 1382 Triest.

Wien und Prag wetteiferten damals darum, die fortschrittlichste und schönste Stadt des Deutschen Reiches zu sein. Karl machte aus Prag eine königliche und kaiserliche

Hauptstadt. Er glaubte an den alten, immer wieder nachgeredeten Satz: Wer Böhmen hat, hat Europa und hat vor allem Deutschland. Im Herzen ein Tscheche, versuchte er eine slawische Wiedergeburt mit den Mitteln deutscher Kultur. Er schuf die Universität Prag, eine deutsch-slawische Gemeinschaftseinrichtung mit vier Landsmannschaften: Bayern, Böhmen, Polen und Sachsen. Indem er die Burg von Prag, den Hradschin, ausbaute, zeigte er der Welt noch einmal gotisches Zauberwerk. Im Innern der Burg entfaltete er eine Pracht, die etwas Goldenes und Berauschendes an sich hatte. Er schmückte die Brücken und Straßen von Prag und machte aus der Stadt ein Kleinod des Deutschen Reiches.

Die deutschen Kurfürsten waren eine Oligarchie unter den deutschen Fürsten. Solange das Einmaleins galt, konnte nur noch ein deutscher König gewählt werden. Der Papst konnte nicht weiterhin durch seinen Einspruch eine Wahl ungültig machen. Dafür wurde diesen Kurfürsten alles Recht der Landesfürsten zugestanden. Ihr Territorium war unantastbar. Ihre Länder galten als unteilbar und wurden durch Erstgeburt vererbt, ebenso wie ihnen die römische Majestät zugesprochen wurde. Die umstrittenen Hoheitsrechte, die Bergwerke, die Salzabgabe, das Münzrecht und der Judenschutz fielen ihnen endgültig zu. Böhmen war das erste Kurfürstentum, und dem böhmischen Adel war das Recht der Königswahl für den Fall eines Aussterbens des böhmischen kurfürstlichen Hauses ausdrücklich zugesagt. Böhmen besaß daher eine eigene Stellung im Reich. Nirgends woanders besaßen die Stände das Recht der Fürstenwahl. So zentral war Böhmen im Reich geworden, und so wichtig war das Recht der Fürstenwahl, daß mehrmals ein deutscher Bürgerkrieg und ein Weltkrieg an der Frage der böhmischen Fürstenwahl entbrannte.

Als Karl IV. starb, kullerten, genauso wie bei Ludwig dem Bayern, die einzelnen Territorien seines Reiches auseinander wie Perlen von einer durchschnittenen Schnur. Unter den Söhnen Karls IV. wurde der Besitz des Königs derart aufgeteilt, daß Wenzel Böhmen und Schlesien, später auch Luxemburg, Sigismund die Mark Brandenburg und Johann die Lausitz erhalten sollten. In Mähren regierten zwei Neffen als Markgrafen. Wenzel war schon vorher zum deutschen König gekrönt worden.

Die französischen Könige plünderten Templer und Ketzer, gebrauchten Schafott und die Folter, benützten das Geld, Beamte und Söldner und schufen sich damit den ersten Staatsapparat; und doch war es schwierig, selbst aus einem so geschlossenen und klar abgegrenzten Gebiet wie Frankreich einen wahrhaften Staat zu schaffen. Wie sollten deutsche Könige, die es noch nicht gelernt hatten, aus Blut Geld und aus Geld Herrschaft zu machen, so zusammenhanglose Gebiete wie Luxemburg, Böhmen und Brandenburg zu einer Einheit zusammenfügen?

Das Reich hatte aufgehört, eine feste Gemeinschaftsordnung zu sein. So bildeten sich innerhalb des Reiches die vielfältigsten Zusammenschlüsse, die ebenso der Verteidigung wie dem Angriff dienten. Die Goldene Bulle hatte nur das Gebiet der Kurfürsten als unantastbar erklärt. Der übrige Raum in Deutschland blieb grundsätzlich Lehen. Er konnte also dem Buchstaben des Gesetzes nach noch immer genommen und einem anderen gegeben werden. Die Verschiebungen von Besitz und Vermögen waren außerhalb des kurfürstlichen Raumes noch nicht abgeschlossen.

„Hus machte keinen Unterschied zwischen reich und arm, zwischen Tschechen und Deutschen. Er unterschied nur zwischen züchtigen und unzüchtigen Menschen. In Wirklichkeit waren die oberen Klassen und die Deutschen die Träger der Unzucht, einfach deshalb, weil die Armen das Geld für die Unzucht nicht hatten. In den Elendsquartieren war das Laster genauso zu Hause. Aber dort schmückte es sich nicht und verleugnete nicht den viehischen Ursprung. Die Reichen — genauso lasterhaft wie die Armen — aber mimten Hoheit und forderten Gott heraus, indem sie Kot unter Gold und Juwelen verbargen.

Die Auffassungen des Hus sind noch ganz von mittelalterlicher und frühchristlicher Strenge. Selbst der Geschlechtsverkehr unter Eheleuten sei nicht völlig sündlos, wenn er auch — Hus kommt sich sehr großzügig vor — nicht gebeichtet werden müsse, wenn sein ausschließlicher Zweck die Zeugung eines Kindes sei. Ein wenig bekümmert es ihn wie die strengen Puritaner, daß ein Kind nicht ohne Lust in die Welt gesetzt werden kann.

Die Kirche aber, die Kirche der Reichen und Vornehmen, die er vor sich hat, ist für ihn ein Babylon der Lust und ein Sinnbild der die Erde beherrschenden babylonischen Hure, die trunken sei von der schamlosen Lust ihrer Sinne und dem Blut der Völker. Er ist nicht mehr sehr weit von der materialistischen Geschichtsauffassung entfernt. Streit und Krieg auf der Erde gingen auf das Eigentum zurück. Hunde zankten sich um Knochen. Nehme man ihnen diese Knochen weg, dann trete wieder Friede ein.

So waren Sünde, die Lust und selbst das, was andere als Freude bezeichneten, die Gegenstände der Anklage des Hus.

Der Engländer Mandeville hat in seinem Buch „Die Bienenfabel" geschildert, welch großer sozialer Nachteil der modernen Gesellschaft erwachsen würde, wenn plötzlich die Menschen anfingen, tugendhaft zu werden. Die Kneipenwirte, Bordellmütter, die Huren, die Richter und Henker, die Hersteller von Modeartikeln, die Verkäufer von Schminke und Parfüm, sie alle würden überflüssig.

Als Hus anfing, die strenge Tugend in Prag zu predigen, hatte er fast das ganze Volk gegen sich. Er eiferte gegen die Modenarrheiten und hatte nun bald die Bader und Kürschner, die Schuster und Hutmacher, die Goldschmiede und Tandverkäufer, die Schlemmer, die Spieler, die Huren, die Weinhändler, die Wirte, die Kupplerinnen, die Gaukler und die Fiedler gegen sich. Die Großhändler blickten scheel auf den Sittenprediger, weil sie zu einem großen Teil von dem Vertrieb von Modestoffen, Edelsteinen, Pelzen und Trödlerwaren lebten. Schlimmer war, daß die Kirche mit einiger Glaubwürdigkeit behaupten konnte, sie verteidige gegen Hus die Freude.

Die wirklichen Auswüchse wurden nach und nach von der Kirche selbst beseitigt. Es kam nicht mehr vor, daß Dirnen mitten im Gottesdienst ihrem Geschäft nachgingen, woraus Hus sehr viel machte. Die Kirchen waren die Hauptansammlungen der Menschen, und die Händler mit Unrat und Laster machten sich ganz natürlicherweise an die in der Kirche versammelten Menschen. Was sollte schließlich die Kirche tun? Sollte sie die Kirchen abreißen?

Am schlimmsten trieben es, nach der Behauptung des Hus, die Priester und Mönche. Sie beteten die Frauen wie Götzen an und seien in Begierde und Liebe zu ihnen entbrannt. Man sehe sie mit den Opferstöcken in öffentlichen Häusern. Auf den Straßen könne man vor Trunkenheit torkelnde Priester erblicken.

Die katholische Geschichtsschreibung weiß so gut wie die protestantische, daß es Mißstände ohne Zahl in der Kirche und in den Klöstern gab. Aber Hus beschrieb die Kirche nach ihren unwürdigsten Vertretern, nie ein tauglicher Versuch, das gerechte Bild einer Klasse, einer Einrichtung, eines Standes und einer Nation zu zeichnen. Hus faßt das Bild des Klerus so zusammen:

„Der Rang hoch, der Sinn niedrig, der Sitz stolz, das Leben verächtlich, die Zunge geschäftig, die Hand träge, viel Gerede, wenig Frucht, die Miene streng, das Handeln leichtfertig, das Ansehen gewaltig, die sittliche Haltung schwach: Ein blinder Wächter, ein stummer Herold, ein verkrüppelter Kämpfer, ein lahmer Läufer und ein Arzt, unkundig der Krankheit!"

Es war damals die Lebens- und Todesangst, die den Menschen in die derbe Sinnesfreude hineinhetzte. Überall schlich die Pest umher. In den dumpfen, unsauberen und von Krankheit verseuchten engen Straßen und Gassen der Städte wurde unablässig gestorben. Die Menschen sahen immer den Tod vor sich, und so klammerten sich alle verzweifelt an das Leben. Alle Zeitgenossen beschreiben, wie die Menschen von der Tollheit des Tanzes ergriffen waren. Nicht nur, daß die Menschen damals mehr zu sehen bekamen als heute. Bei einer Hochzeit ging das Paar vor der versammelten Hochzeitgesellschaft ins Bett und vereinigte sich dort. Aber das vom Tod aufgepeitschte Leben bäumte sich ständig auf, um dem allgegenwärtigen Tod das Gefühl des Lebens im Rausch der Sinne zu stehlen. Hus schildert das „goldene Prag", als wäre es ein einziges St. Pauli gewesen. Badestuben seien in der ganzen Stadt emporgeschossen, Frau und Mann säßen da zusammen in einem Badeschaff, von nackten Bedienerinnen bedient. Die Bader und Bademeister seien „Des Satans Kuppler". Im Sommer reise dann noch die reiche Gesellschaft Prags ins Bad, um es noch toller zu treiben als in der Heimatstadt:

„Man sucht der Weiber Gesellschaft, geht ins Bad, wäscht den Leib, befleckt die Seele! Da sieht man bei den Frauen die Blöße des Busens, bei den Männern die Entblößung des Gesäßes. Im Bade sitzen sie nackt mit Nackten beisammen, nackt mit Nackten tanzen sie: Mädchen kenne ich, die als Jungfrauen hinreisten, als Dirnen zurückkehrten, anständige Frauen als Ehebrecherinnen!"

Das Volk hielt sich bei Wallfahrten schadlos, denn an den Wallfahrtsorten gab es — bis die Kirche Ordnung schaffte — die Weinschänken, die Badehäuser und Frauenhäuser für den Gebrauch des Volkes, das fromm sein mußte, um sein Abenteuer zu finden. In den Weinschänken, so klagt Hus an, finde man jetzt immer Mädchen „lächelnd, herausfordernd, tändelnd". Hus klagt die Reichen und die Deutschen an, weil sie vor allem das Geld für dieses Leben haben. Aber er muß zugestehen, daß im einfachen Volk weniger Entrüstung über die Badehäuser, Weinschänken und Frauenhäuser bestehe als darüber, daß sie in Prag teurer seien als in Nürnberg. Das Volk empört sich, wenn nach der Sitte der Zeit fürstliche Gäste auf Kosten der Stadt das Frauenhaus besuchen, weil denen die Frauen umsonst geboten werden, die sie bezahlen können. Hus behauptet, nichts als die Unzucht anzuprangern, aber oft weiß man nicht, ob er die großen Herren anklagt, weil sie Deutsche sind, oder die Deutschen, weil sie hohe Herren sind. Wenn man Hus liest, dann hat man den Eindruck, daß er nicht einen Menschen beschreibt, sondern eine verwesende Leiche. Von Prag vermag er nur das alte Bibelwort zu wiederholen: Überall war Kot und Speie.

Was da geschah, geht uns Deutsche sehr an. Fast bis zur gegenwärtigen Stunde ist

noch nicht entschieden, ob aus Deutschland ein römisch-germanisches oder ein slawisch-germanisches Reich werden soll. Durch die Predigt von Hus bildet sich eine geistige und politische Kraft, die nahezu das Reich erobert, beherrscht und formt.

Alles hing nun davon ab, wer Herr über Böhmen und über Deutschland war. Die Goldene Bulle hatte, indem sie sieben deutsche Fürsten erhöhte, die politische Zersetzung in Deutschland nur vorangetrieben und so den Boden für die hussitische Revolution und den Hussitenkrieg bereitet.

Die Goldene Bulle hatte bewirkt, daß die übrigen Landesfürsten mit umso größerer Gier und Tatkraft Sitzungen und Gerechtsame an sich rissen. Nur die Kurfürsten hatten ja die fürstliche Oberhoheit erlangt, während die Rechte aller übrigen in der Schwebe gelassen wurden. Aufstieg und Abstieg von Staaten hatten eine besondere Bedeutung, seitdem eine Spitze, das Kurfürstentum, zu erklimmen war. Im Dreißigjährigen Krieg sollte die Kurfürstenwürde eine begehrte Beute unter den deutschen Fürsten darstellen. So suchten die deutschen Fürsten auf die Rechte der kleineren Fürsten, der Ritter und der Städte, überzugreifen. Die Folge war eine Reihe von deutschen Städtebündnissen, der Süddeutsche Städtebund, der Rheinische Städtebund, der Schwäbische Städtebund, die alle Schutzbündnisse gegen die Fürsten und gegen die Reichsritter (die dem Reich unmittelbar unterstehenden Ritter) waren. Als Gegenmaßnahme bildeten sich Adelsbündnisse in Schwaben, in Franken und am Rhein, die sich wiederum gegen die Landesfürsten und die Städte richteten.

Der Landesherr von Jan Hus, Wenzel, war Geist vom Geist des Hussitentums, und doch fehlte ihm die Größe, die auch das Böse braucht, um in der Welt zu wirken. Karl IV. war ein Tscheche deutscher Bildung gewesen. Wenzel kam aus den tieferen Schichten des Slawentums. Er gehört zu den Hussiten, die allzuoft die deutsche Geschichte gemacht haben und deren letzter Adolf Hitler war. Wenzel gehört zu den modernen Herrschern, die Menschen aus der Tiefe benützen, Kreaturen, die völlig von ihnen abhängig sind und die sie beim leisesten Hauch des Ungehorsams wieder in die Gosse hinabschleudern können. Er hatte Günstlinge der vulgärsten Art und umgab sich mit Stallknechten, Kneipwirten und Händlern. Er gehörte zu den Revolutionären auf dem Königsthron, die bereit waren, mit dem niedersten Volk zu gehen, um die Adligen zwischen Volk und Macht zu zermalmen. Er wußte, daß Menschen, die eines Verbrechens schuldig sind, am sichersten gehorchen und daß nicht nur die Revolution Verbrechen erzeugt, sondern auch das Verbrechen Revolutionen. Er hätte ein großer Tyrann werden können, wenn er sich nicht niederen Leidenschaften, der Jagd und dem Trunk, ergeben hätte. Kein Herrscher ist der Welt gefährlich, der nur Wild, Alkohol und Huren sucht. Seine Frau haßte er, weil sie nicht willfährig an seinen Ausschreitungen teilnahm. Ihr Widerstand erfüllte ihn mit Mißtrauen, so daß er ihren Beichtvater und geistigen Beistand, Johann von Nepomuk, den Generalvikar von Prag, mit eigener Hand folterte und schließlich mit an die Hände gebundenen Beinen in die Moldau werfen ließ. Die Kirche machte aus Nepomuk einen Heiligen. Das Andenken an Johann Nepomuk trug viel dazu bei, die von Jan Hus beschworenen Dämonen zu bannen. Wenzel trug dazu bei, das Gespenst des Hussitentums zu bannen, weil er — ein Freund der Ketzer, Zauberer, Gaukler und Alchimisten — der Welt schon vorweg das schauerlichste Antlitz des Hussitensturmes zeigt. Karl IV. hätte vielleicht aus den Deutschen Böhmen machen können. Wenzel verhütete durch seine Vulgaritent, daß aus ihnen Hussiten wurden.

Wenzel war ein Freund der Ketzer und dadurch irgendwie ein Wegbereiter des „tschechischen Luther" Jan Hus. Im Grunde war er ein Hussit, ohne den Mut, es zu sein. Er schützte die Ketzer vor schlimmeren Verfolgungen, ohne sie vor dem Druck des Klerus ganz bewahren zu können. Aber im Schatten seines Schutzes entfaltete sich die Lehre des Jan Hus, dessen Geist das Licht und Feuer aus den Vulkanen der deutschen Katastrophen darstellt.

Wenzel spielte die Weise, zu der bald das Volk tanzen sollte. Er schob zwar manches auf seine Kreaturen ab; aber man spürte doch, daß das Verbrechen auf dem Thron saß. Wohltaten erweisen die Fürsten, Verbrechen begehen ihre Kreaturen, so sagt Macchiavelli, und zuweilen ist es notwendig, daß sich der Fürst durch die Hinrichtung seiner Werkzeuge in den Geruch der Gutherzigkeit bringt. Die Leichen der Gehängten hingen dann vor dem Stadttor. Man wußte nur nicht, so sagt ein Dichter, ob ihre Seelen in die Hölle oder in das Volk gefahren waren. Fürsten dieser Art bereiten die Tyrannis der Massen vor, indem sie dem Verbrechen eine goldene Kette umhängen.

Diese Fürsten wandten sich — fast überall in Europa — gegen den Adel und die großen Herren, gegen alle, die sich für zu gut hielten, um zu gehorchen und auch den Befehl zu einem schmutzigen Tun zu erfüllen. Die vom Volk gierig gehörten Erzählungen, daß die Gemahlin Wenzels, Elisabeth, eine wahrhaft vornehme Frau, von den Jagdhunden Wenzels zerrissen oder von ihm in ein Hurenhaus gesteckt worden und dort zugrunde gegangen sei, waren alle unwahr. Doch schien solch ein Vorgehen zu dem Charakter Wenzels zu passen.

Die Tyrannis unterscheidet sich vom monarchischen Absolutismus dadurch, daß sie Freude an der Gewalt und an der Erniedrigung der Menschen hat. Die Unterbringung einer vornehmen Frau im Hurenhaus macht die Vornehmheit wehrlos und läßt erwarten, daß es nichts Niedriges geben könne, was man einem Menschen nicht zu befehlen vermag. Die Gemeinheit der Herrschaft hat die höchste Freude an dem Bewußtsein, daß alles so gemein ist wie sie selbst. Die Tyrannis gründet die Herrschaft auf die Gemeinheit und Niedrigkeit der Menschen. Da kommt es vor, daß mit Absicht Frauen und Töchter vor dem Manne vergewaltigt werden und Kindern befohlen wird, den eigenen Vater und die eigene Mutter zu töten. Solche Orgien der Selbsterniedrigung rauben sogar dem Tod seine Ehre. In Wahrheit war Elisabeth an der Pest gestorben.

Wenzel trieb sich nachts durch die Straßen und suchte, wie Hus durch seine Predigt, die Schande seiner Mitmenschen aufzuspüren. Wenn er irgendeinen hohen Kleriker mit einer Frau nachts zusammenfand, ließ er beiden die Kleider vom Leibe reißen und sie nackt durch die Straßen von Prag treiben.

Wenzel war nur noch nicht unmenschlich genug, um ein Tyrann großen Stils werden zu können. Er besaß kein abstraktes und übermenschliches Gefühl. Er liebte die Jagd und den Wein mehr als die Macht. Dadurch blieb er menschlich und wurde kein großer Herrscher. All diejenigen Herrscher werden keine vollkommenen Tyrannen, die für sich selbst die kleine Freude im kleinen menschlichen Dasein nicht missen wollen."

„Ich liebe dieses Land, in dem ich litt“ / Viktor Aschenbrenner

Wilhelm Pleyer zum 60. Geburtstage

„Ich liebe dieses Land, in dem ich litt.“ Bekenntnis zur Heimat, zum Volk und zum größeren Vaterland sprechen aus vielen Gedichten und Arbeiten Wilhelm Pleyers, dessen Heimatliebe und Heimatverwurzelung auch aus der einleitend vorangestellten, schlichten Verszeile deutlich werden. Mit Fontanes Archibald Douglas könnte man sagen: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!“ — Die Heimat —, von den Ahnen durch Arbeit gewonnen, im wechselvollen Lauf der jüngsten Geschichte bedrückt, befreit und wieder verloren, — ersehnt und erträumt, aber niemals vergessen und mißachtet, in Not und Leid wie in Glanz und Glück geliebt, — das ist ein Pol, um den das dichterische Werk Pleyers kreist und das dadurch seinen Landsleuten besonders nahe stand. Urtümlichkeit und Bildhaftigkeit einer frischen, kräftigen Sprache weckten und stärkten die Freude am Lesen der Dichtung, die aus dem Leben schöpfte und in der mit „Heimat“ Volk und Volkstum aufklangen. Der Freundeskreis Pleyers wäre jedoch nie so angewachsen und seine Dichtungen hätten nie soviel Zustimmung gefunden, wäre nicht das Menschliche unseres Daseins darin im Urgrund sichtbar geworden, das Gute wie das Böse, die immer und überall im Widerstreit liegen; wären nicht Geschehen und seine Träger in den Strom der zeitlosen Kräfte eingebettet erschienen und das allgemein Gültige am Besonderen sichtbar geworden. So reicht Wilhelm Pleyer über das hinaus, was man so gern „Heimatliteratur“ nennt, leicht mit einem abwertenden Akzent, als gäbe es keine Brücke vom Heimatlichen zum Weltweiten; dies trotz Gerhart Hauptmann, in dessen schlesischen Dichtungen der Hauch der großen Welt weht, und trotz Stifterscher Einsicht, daß das im Kleinen wirkende Gesetz als groß gelten muß. Gewiß ist Pleyer ein Dichter der Heimat, ein Künder ihrer Schönheit und des Lebens ihrer Menschen, in Vergangenheit und Gegenwart, mit ihren großen und kleinen Sorgen, eingeschlossen in die ihnen groß dünkenden Auseinandersetzungen nationaler Art. Für den Betrachter fern ab, den Geist, der um letzte Dinge und Zusammenhänge sich abmüht, kleine überflüssige, höchst überflüssige Probleme, die so leicht vermeidbar erscheinen, wenn nur Verstand und Wille das Zusammenleben bejahten. Aber bitterer Notstand für den, der ohnmächtig hineingezwungen in Abwehr und Kampf um Erhaltung des Seins überhaupt ringen muß, und dessen Appell um Ausgleich und Vernunft ungehört verhallt, weil der andere die Basis des gleichen Rechts überhaupt leugnet und nicht anerkennt. Man mag heute leicht übersehen, daß die Vertreibung nur die geradlinige Fortsetzung und konsequente Vollendung des nationalen Kampfes ist, der seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geführt wurde und dessen Endziel schon früh aufleuchtete, damals allerdings nicht ernst genommen, aber damals schon ernst gemeint. In

dem zum Perfektionismus neigenden zwanzigsten Jahrhundert mußte auch die Lösung des nationalen Problems in Böhmen „vollkommen" sein, begleitet vom Haßgesang des tschechischen Rundfunks im Mai 1945: „Jagt die Deutschen, laßt ihnen nichts als ein Taschentuch, in das sie weinen können." Als die nationalen Gewitterwolken nach 1918 aufstiegen, da mühten sich ahnungsvoll viele um Widerstand gegen das drohende Unheil durch einen Kampf um Wahrheit und Recht. Auch Politiker und Dichter. Pleyer war beides. — Und so lag sein Standort vom Anbeginn schicksalhaft eingebettet in die Situation seiner Zeit. Die Liebe zu Deutschland, die Verehrung für Bismarck, Erbe der Alldeutschen, hatte an der Sprachgrenze Deutschböhmens, im Geburtslande Pleyers, Wurzel geschlagen und die Vorgänge von 1918/19 mochten den damals Siebzehnjährigen aufgewühlt haben wie die Deutschen des Landes überhaupt, die sich erst unter dem Druck des neuen Herrn von Böhmen zur sudetendeutschen Volksgruppe formten. Es ist die Zeit, da der Böhmerwalddichter Hans Watzlik ergriffen sang: *„Es ist, als hätte Gottes Hand verzagt von Dir gelassen, wir aber wollen Böhmerland in Trotz und Glut dich fassen."*

In der Prager Studentenzeit wuchsen bei Pleyer — wie bei vielen — gleichmäßig aus dem Studium der Geschichte wie aus dem Erleben der Stadt Liebe zum Volk und Wille zum Kampf für sein Recht und seine Zukunft.

Noch formt sich der Gärende im politischen Ringen als Mitarbeiter und Streiter der Deutschen Nationalpartei, als „Zeitunger" in Reichenberg und Gablonz. Zwischendurch gewissermaßen, im Nachtstudium wird das Nachstudium des Restes der Werkstudentenzeit bewältigt und die Würde des philosophischen Doktorgrades errungen. Tribut an die bürgerliche Welt? Selbstbewährung? Unstillbarer Drang nach den Quellen der Wissenschaft? In der Tiefe jedoch drängt der Dichter, der sich bei dem zwanzigjährigen Pleyer bereits zu Wort gemeldet hatte, als er in Prager Bahnhofssälen die später veröffentlichten Geschichten „Im Gasthaus zur deutschen Einigkeit" niederschrieb. Der Dreißigjährige schenkt uns den Roman „Till Scheerauer". Eigenerleben und dichterische Phantasie verfließen ineinander; aber das ist nicht das Wesentliche. Alles, was darin steht, könnte Eigenerleben sein, aber nichts muß es. Alles jedoch kann Wirklichkeit sein, ist geschautes Leben, bildhafte Wirklichkeit und schon zeichnet sich hier etwas ab, was Pleyer später in seinem Roman „Der Spieler in Gottes Hand" — (der übrigens ursprünglich und nach der Meinung des Verfassers besser ‚Das Spiel von Rottenburg' heißen sollte) den Pfarrer sagen läßt: „Es gibt nichts auf dieser Welt, was es nicht gäbe." Pleyer erwies sich mit diesem Erstling als ein dichterisches Naturtalent, geschult in strenger Handwerksübung der Sprache in der Zeitung, als frischer, herzhafter Erzähler nach goethischem Rezept: „Greif nur hinein ins volle Menschenleben." Da wird nicht abstrahiert und meditiert, nicht konstruiert und literarisiert, nicht geistreich verabsolutiert oder relativiert, da wird einfach erzählt, und es ist, als ob selbst in der Großstadt frische Landluft wehte, mit einem Quentchen Volksmusik durchwirkt, die letztlich wie der Wald gesunden läßt und versöhnt. Diesem ersten Meisterstück folgten die beiden Grenzlandromane „Der Puchner" und „Brüder Tommahans", womit die Reihe der Grenzlandromane fortgesetzt wurde, die Mautner mit „Der letzte Deutsche von Blatna" begonnen hatte und von denen Watzliks „O Böhmen", Bodenreuts „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland" und Rothackers „Das Dorf an der Grenze" am bekanntesten wurden.

Die Probleme der Grenzlandromane schienen durch die Ereignisse von 1938 überholt, wo es war, als hätte die Geschichte den Alptraum volklicher Not verjagt, als wäre die Gefahr endgültig beseitigt und als würde fortan über die böhmische Landschaft nur mehr der romantische Zauber Friedrichscher Malerei gebreitet liegen.

Aus tiefstem Herzen erwächst „Bismarck durchreitet die Nacht" (1942); es sei auch einmal ausgesprochen, daß der „nationale" Pleyer, der großdeutsche Bekenner, dem böhmischen Gefreiten, der nicht aus Böhmen stammt, und seiner Bewegung ferner stand als Bismarck und dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, obwohl paradoxer Weise gerade Bismarck den Traum von diesem Reich zerstört hatte.

Nach 1945 verlangten die Tschechen die Auslieferung Pleyers. Nach eineinhalb Jahren ließen sie ihn ohne Prozeß nach Westdeutschland zurück. Den literarischen Niederschlag fand dieses Erleben in dem Buch „Aber wir grüßen den Morgen", das bei Freund und Feind gleichmäßig wenig Gegenliebe fand. Schuld waren natürlich niemals die Köpfe, die es lasen, sondern das Buch, wie man abgewandelt mit Lichtenberg etwa sagen könnte. Aus jener Zeit stammt auch das heute noch ergreifende Gedicht „Der Jeschken".

Das war deine Sehnsucht, Alter:
„Noch einmal den Jeschken sehn!"
Drin gipfelte dein Psalter,
Dein Beten zum höchsten Walter,
Und wir konnten es verstehn.

Kein einziges Wort des Hasses,
Von rächender Wiederkehr;
Nur Heimweh schaute dein blasses
Gesicht und blinkte dein nasses,
Rötliches Auge her.

Und einmal lagst du in Starre
Und tiefem Schweigen da.
Es war eine fremde Pfarre
Und eine bescheidene Karre,
In der das Letzte geschah.

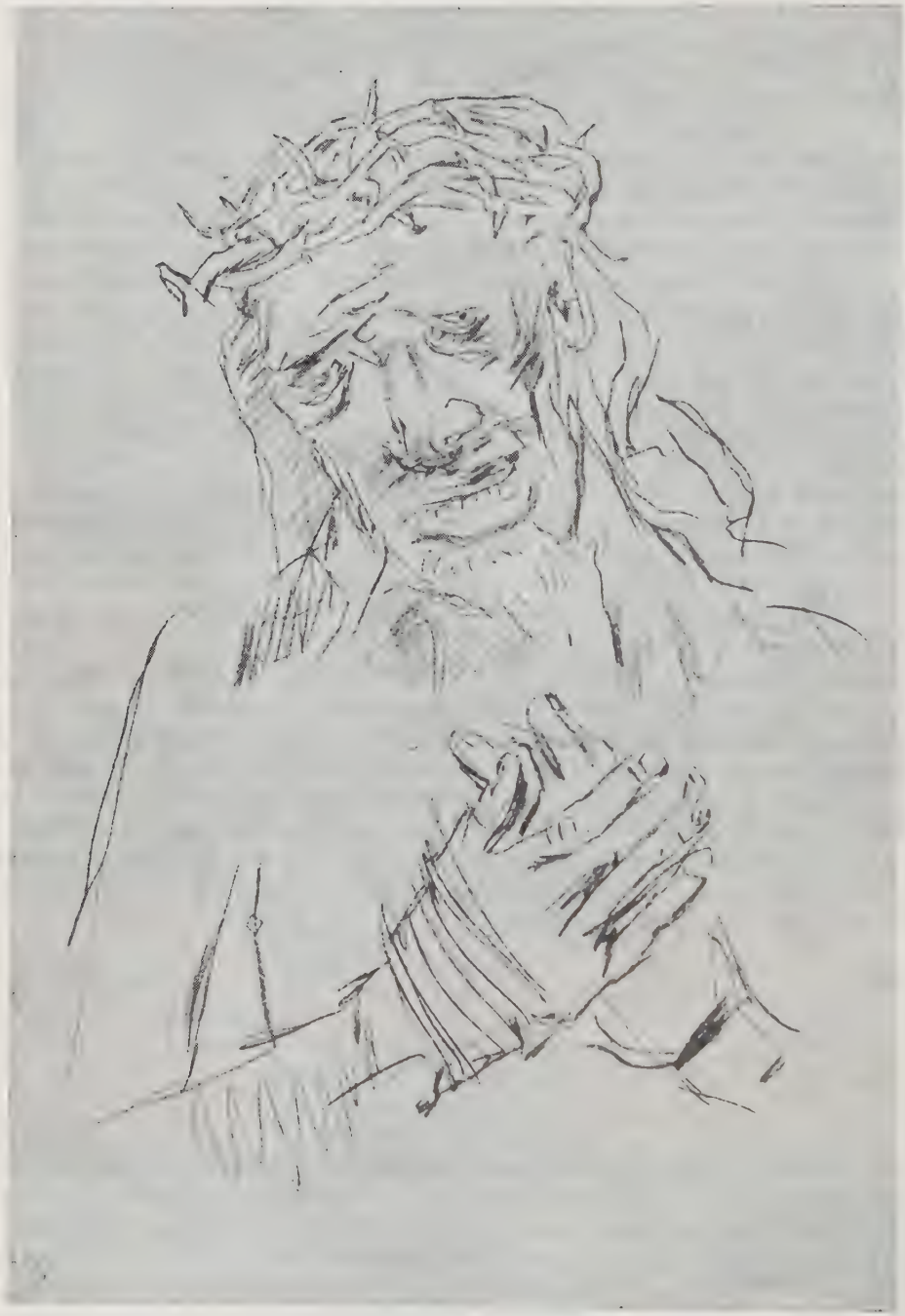
Aber in deinen herben
Falten das Lächeln war schön.
Wir deines Heimwehs Erben
Wußten: du hattest im Sterben
Noch einmal den Jeschken gesehn.

Schon immer sang Pleyer, mit dem Lob der Heimat, das Lob der Frauen und vor allem der Mütter — ein Gedichtbändchen heißt nach einem aus dem Volksgut schöpfenden Gedicht „Der Mutter Schleier" — und in seinen Prosawerken blühen die schönsten Blüten an dem Kranz, den er immer wieder dem Mütterlichen windet. Wie könnte es auch anders sein bei einem Dichter, der „Bäuerliches" im besten Sinne des Wortes bewahrte, auch wenn er selbst ein Städter geworden. Dem tief nachempfindenden Volksdichter aber ist nicht nur Humor eigen, er spiegelt auch die jenseitige Welt des Till, nämlich Spott, Ironie, Satyre und Sarkasmus. Mit zunehmendem Alter wandelt sich auch das dichterische Wirken. Mancher der alten Leserfreunde versagt die Gefolgschaft, wo das eigene Wunschbild mit der dichterischen Welt nicht mehr übereinstimmt. Mancher neue Leser kann nicht gewonnen werden, weil er Pleyer eingeordnet hat in das Schema des nationalen Heimatdichters, der seinen Schatten nicht überspringen könne, wie einmal ein Buchhändler auf der Frankfurter Buchmesse sagte, der selbst über seinen Schatten nicht zu springen vermochte. So steht Pleyer heute manchmal zwischen Gestern und Morgen, wie es überhaupt die geistige Situation unserer Volksgruppe zu kennzeichnen scheint, dieses Zwischen . . . . . Solches läßt leicht bitter werden. Bitternis führt leicht zu Ungerechtigkeit und Ungerechtigkeit wiederum ist die Wurzel allen Übels. Dieses Übel auszureißen war seit Jahrzehnten das Bemühen unserer Volksgruppe und ihrer verantwortlich Denkenden. Leid läßt die Menschen reifen und die Dichter stoßen im und durch Leid zu den tiefsten Quellen. Und so stößt auch Pleyer in die dichterische Welt des Zeitlosen, Gültigen, zu den Ewigkeitswerten vor.

Am 8. März tritt der in Eisenhammer im westlichen Böhmen an der Sprachgrenze als zehntes Kind einer alteingesessenen Hammerschmiedfamilie Geborene zu den Sechzigjährigen. Für einen Dichter kein Alter, ein Lebensabschnitt, der mehr durch das Dezimalsystem als irgendwelche andere Merkmale bestimmt wird. Ob die nächsten Jahre Pleyer als Epiker, Lyriker oder Dramatiker uns zeigen werden, wissen wir nicht. Wie immer es sein möge, mit dem Dichter wird der Mensch zu uns sprechen. Und seine Dichtungen werden weiterhin bekennen: *„Ich liebe dieses Land, in dem ich litt."* Auch wir lieben das Land, in dem wir litten, und um das wir leiden. Und wir lieben den Dichter, der davon sang.

Wer das, was in dieser Zeit geschehen ist und geschieht, nicht als ein gemeinsames Unglück der Völker zu betrachten vermag, der wird dieser Gegenwart das Einfachste schuldig bleiben und keinen sicheren Schritt in die Zukunft tun können. Wir müssen einsehen, daß Vergeben die christliche, die abendländische Pflicht ist, mit der wir allein das Abendland zu retten vermögen, und müssen sie als tägliche Arbeit des Herzens üben; es ist eine schwere, aber notwendige Arbeit, wie alle unsere Arbeiten schwer, aber notwendig gewesen sind.

(Wilhelm Pleyer aus „Wir Sudetendeutschen")



OSKAR KOKOSCHKA „Ecce homo"

DIE FRAU IM MODERNEN LEBEN.

Zu einem Kunstwettbewerb mit Ausstellung.

Madame Helena Rubinstein erlebte mit ihrem für Westdeutschland ausgeschriebenen Wettbewerb „Die Frau im modernen Leben" keine reine Freude. Das ist bedauerlich. Sie, die Inhaberin der weltbekannten Firma, Sammlerin und Kunstmäzenin, hatte für den Wettbewerb Geldpreise ausgesetzt, die alles bisher von städtischen oder sonstigen Kulturpreisen Gewohnte weit hinter sich lassen. 50 000 DM, aufgeteilt auf drei Preise, ergeben ganz beachtliche Beträge.

Allein dadurch schon war eine ziemliche Beteiligung junger Künstler zu erwarten, und man durfte hoffen, daß solchen bedeutenden Preisen auch künstlerisch bedeutende Arbeiten entsprechen würden.

Man durfte weiter neugierig sein, wie die heute dominierende nichtgegenständliche Kunstrichtung auf das Thema eingehen und es behandeln werde.

Die Auswahl der zum Wettbewerb eingelangten 1266 Arbeiten erfolgte nicht nach soziologischen, psychologischen oder gar modischen Gesichtspunkten, sondern es war allein die künstlerische Qualität ausschlaggebend, sagt die Jury. Sie dürfte es nicht leicht gehabt haben, weder mit der Prämiierung, noch mit der Auswahl für die Ausstellung, denn wenn die gezeigten 100 Bilder einen Querschnitt der fast 1300 Bilder darstellen, so waren stilistisch fast alle Kunstrichtungen seit dem Impressionismus vertreten. Wie man hört, sollen fünf Wahlgänge notwendig gewesen sein, bevor man 30 Bilder als preiswürdig herausgefunden hatte.

Der 1. Preis (mehr als 20 000 DM) wurde dem Sudetendeutschen *Erhard Michel* zuerkannt. Und zwar war sich hier die Jury durchaus einig. Der Preisträger ist 1928 bei Brüx geboren, besuchte dort die Volksschule und das Gymnasium, machte den Krieg als junger Flakhelfer mit, war nach der Vertreibung Holzarbeiter und Tellerwäscher, dann Zeichenlehrer in Nürnberg, und lebt heute als Volksschullehrer in Fiegenstall im Kreis Weißenburg/Bayern. Er ist Mitglied der Künstlergilde in Eßlingen.

„Seine drei gegenständlichen Bilder, in Lacktechnik auf Holz ausgeführt, sind brillant gemalt und in ihrer Farbkomposition von einer in die Augen springenden Kühnheit", schrieb die Münchner Tagespresse.

Wir wollen auf die zweiten und dritten Preise nicht näher eingehen, denn die Meinungen über die Preiszuerkennung und über die einzelnen Arbeiten der Preisträger dürften sowieso weit auseinandergehen. Keineswegs ist es aber richtig, wenn nun der Jury Vorwürfe gemacht werden, wie es eine Anzahl von Studierenden der Münchner Akademie tat, die weder die Jury noch die Prämiierung anerkennen will und noch weniger mit den in der Städtischen Galerie ausgestellten Bildern einverstanden war.

Deshalb zeigten sie in einer improvisierten Freilichtschau direkt vor den Toren der Münchner Städtischen Galerie ihre von der Jury abgelehnten Bilder. Man könnte sich über einen solchen Protest — wir leben ja in einer Demokratie — durchaus freuen und man wird niemanden hindern, zu glauben, daß seine abgelehnten Bilder besser seien, als die von der Jury ausgezeichneten. Wenn diese jungen Leute aber behaupteten, daß die Ausstellung des Rubinstein-Wettbewerbs in der Galerie mit wenigen Ausnahmen Pornographie und Kitsch enthalten habe, so entwerteten sie ihren eigenen Protest. Auf keinen Fall geben solche Maßlosigkeiten im Urteil die Möglichkeit zu einer Diskussion.

Diskutieren ließe sich z. B. darüber, ob diese Ausstellung die Erwartungen in der Deutung des Themas oder in der künstlerischen Aussage erfüllte.

Diskutieren ließe sich auch darüber, ob diese Ausstellung, die von München aus ins Ausland gehen soll, dort ein richtiges Bild vom Wollen der jüngsten deutschen Maler-Generation zu vermitteln imstande ist und ob überhaupt die Zielsetzung im Künstlerischen oder im Thematischen erreicht wurde.

Niemand z. B. wird behaupten wollen, daß ein Frauenbildnis oder ein weiblicher Akt dem gestellten Thema ohne weiteres gerecht wird. Diese Kritik trifft auch die Bilder des ersten Preisträgers zum Teil. Wie dem auch sei, es ist aber nicht daran zu deuteln, daß

sie gekonnt sind und wahrscheinlich ist das schockierendste der drei Bilder „Die Badende" auch ein gutes Bild.

Der Besucher mußte bei einem Gang durch die Ausstellung mit einiger Verwunderung feststellen, wie selten eigentlich und wie wenig einprägsam innerhalb der Aufgabenstellung „Die Frau im modernen Leben" das tatsächliche Dasein der Frau als Liebende, als Mutter, als Berufstätige oder als Sportlerin angesprochen wurde. Spielt das alles im Leben der modernen Frau wirklich eine so geringe Rolle, wie es nach dieser Ausstellung den Anschein erregt?

Daß diese Ausstellung auf so viele Fragen im großen und ganzen keine befriedigende Antwort gab, liegt sicherlich auch darin begründet, daß wohl viele der jungen Künstler eine Antwort im Gegenständlichen boten, wenige aber die Formensprache der modernen Malerei zu einer Aussage nützten. Es gab in der Ausstellung immerhin Bilder, die dem Thema bei ganz moderner Formgebung gerecht werden wollten. Hierher gehören auch die Arbeiten von Künstlern, die aus dem Sudetenlande stammen.

Von *Oskar Kreibich* war eine in der Idee reizvolle Arbeit „In der Karozza" zu sehen, die in ihrer Farbigkeit wie ein Sonnenstrahl leuchtet, dann ein Bild „Frau vorm Fenster" von *Ernst Wild*, einem Egerländer, der in München lebt, es ist in Farbe und Komposition durchaus modern. Eine besondere Freude aber werden die Freunde der modernen Malerei an dem Bilde der jungen Münchnerin *Gerlinde Losert*, Jahrgang 1939, haben, die mit ihrem „Bilde ohne Titel" (Montage und Tempera) den eindeutigen Nachweis dafür erbrachte, daß die Formensprache der modernen Malerei ausreicht, auf neuartige und klare Weise zu einem konkreten Thema ohne platten Realismus Stellung zu nehmen. Ohne Zweifel ist der jungen Künstlerin eine beispielhafte Arbeit im Sinne des Wettbewerbs gelungen: eine Aussage im charakterisierenden Bereich und eine überzeugende künstlerische Lösung. Nach allem, was man bisher von Gerlinde Losert sah, darf man sagen, daß sie nach Ordnung und methodischer Organisation der Bildoberfläche strebt. Bei sparsamer Farbigkeit erreicht sie eine eigene Art rhythmischer Bildarchitektur, die sie hier in dem ausgestellten Bilde ungemein geschickt und überlegt auf ein Bild der Großstadt anwendet. Fast in Schwarz-weiß türmt sich im Hintergrund die Fensterflucht einer Großstadtstraße nicht als Abbild, sondern als Zeichen, wobei das Prinzip der strengen Ordnung, das der Großstadt eigen ist, auf das harmonischste mit der künstlerischen Aussage zusammenklingt. Wohl ist das Bild der Großstadt auch hier mehr düster gezeichnet, doch wird dies ausgewogen durch die weiche, zarte Liniensprache des Figuralen. Die Leinwand wird hier zu einem Treffpunkt von vielfältiger Spannung. Ersteht das Bild der Großstadt, die Mauerflächen und Fensteröffnungen mit konstruktiven Mitteln des Kubismus, so werden die Frauengestalten (als Montage) zur Expression. Der Geradlinigkeit im Hintergrund wirkt der Linienschwung im Figuralen entgegen, der Flächenhaftigkeit die raumschaffende Montage. Die Montage auf einer Fast-Graphik vermittelt den Eindruck, als schwebten die Figuren tatsächlich im Raum, verstärkt durch den Wechsel von Hell und Dunkel.

Madame Helena Rubinstein und ein sehr angesehener Münchener Kunstkenner haben der jungen, vielversprechenden Künstlerin ihre Anerkennung ausgedrückt.

XAVER SCHAFFER

JUBILARE SUDETENDEUTSCHER KULTURARBEIT. Zu den Sechzigern traten der bekannte sudetendeutsche Politiker, MdB HANS SCHÜTZ, der Volkskundler Univ. Prof. Dr. JOSEF HANIKA, die Schriftsteller Dr. WILHELM PLEYER und SEPP SKALITZKY. Das 65. Lebensjahr vollendete Univ. Prof. Dr. HERBERT CYSARZ. In diesen Namen spiegelt sich eine Fülle aktiver Kräfte, Vielfalt und geistige Spannweite des ungebrochenen kulturellen Wirkens der sudetendeutschen Volksgruppe. In einer Feierstunde würdigt Univ. Prof. Dr. BRUNO SCHIER (Münster i. W.) die Arbeiten Hanikas, der insbesondere durch die volkskundliche Forschung in den karpatendeutschen Siedlungen und der sudetendeutschen Volkstrachten in der Heimat bekannt wurde.

GEDENKBLATT FÜR DR. JOHANN KUX d. Ä.

(Zu seinem 100. Geburtstag)

Der ehemalige Stadtarchivar der kgl. Hauptstadt Olmütz in Mähren, Dr. Johann Kux d. Ä., gehört zu jenen Klassikern der mährischen Geschichts- und Heimatforschung, die uns in selbstloser und mühevoller Kleinarbeit die Standardwerke über die mehr als tausendjährige deutsche Vergangenheit unserer Heimat geschaffen haben. Er ist als Sohn eines alteingesessenen Bauerngeschlechts am 20. Jänner 1861 in Meedl bei Mähr. Neustadt geboren. Das Obergymnasium absolvierte er in Olmütz, wo er schon als Schüler in dem Hause des kunstsinnigen Bürgermeisters Josef von Engel verkehrte, mit dessen Sohn Richard ihn eine tiefe Freundschaft verband.

Als Medizinstudent in Wien war er richtungweisend und zielsetzend an der Gründung des „Vereins deutscher Studenten aus Nordmähren" beteiligt, dessen Hauptaufgabe es nach dem Willen der Gründer sein sollte: „wenigstens einen Teil der aus Nordmährens Gauen alljährlich nach der Kaiserstadt abströmenden akademischen Jugend der Heimat zu erhalten". Der Pflege des lebendigen Heimatgefühls diente Johann Kux dann sein ganzes Leben lang, zuerst als beliebter Distriktsarzt in dem damals noch überwiegend deutschen Städtchen Littau und dann von 1902 an als Stadtarzt und Stadtarchivar in Olmütz. Diese letztere Stelle erhielt er auf Grund seines preisgekrönten Buches „Geschichte der Stadt Littau". In Olmütz erst fand er Gelegenheit, sich als Forscher und Schriftsteller ersten Ranges voll zu entfalten, denn dort, auf ältestem historischen Boden gab es Archive, Büchereien und Sammlungen ganz nach dem Herzen eines solchen Mannes.

Seine weitgespannten geschichtlichen Studien hatten einen ausgezeichneten Rückhalt im „Deutschen Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens", wo er in Brünn mit seinem langjährigen Freund, dem Landesarchivar Dr. Berthold Bretholz und anderen Gleichgesinnten (Paul Strzemcha) eine Stätte fortwährender Anregungen und mancher köstlicher Erlebnisse fand. In der bekannten Zeitschrift dieses Vereins behandelte Kux viele Fragen seines besonderen Interessengebietes. Eine schier unübersehbare Fülle von Aufsätzen in Zeitungen und Fachzeitschriften erschienen in den Jahren in Olmütz. An allen Vortragspulten Nordmährens war er ein stets willkommener Gast und bei allen historischen Forschungen der Jahre vor dem Ersten Weltkriege in Olmütz spielte er die entscheidende Rolle. Aus seinem Amt als Stadtarchivar in Olmütz verdrängten ihn die Folgen der Ereignisse des Jahres 1918. Sein Nachfolger wurde der Tscheche Prof. V. Nešpor. Als am 15. August des Jahres 1940 die Aschenurne mit den sterblichen Überresten des unvergeßlichen nordmährischen Geschichtsschreibers Dr. Kux von Olmütz in seine Heimatgemeinde nach Meedl übergeführt wurde, erwies ihm eine große Trauergemeinde die letzte Ehre. Die Grabrede hielt ihm sein langjähriger Freund und Mitarbeiter, der inzwischen auch schon in die ewige Ruhe eingegangen ist, Prof. Otto Kühnert.

Neben der schon genannten Geschichte der Stadt Littau ragen als seine Hauptwerke folgende Bücher ganz besonders hervor: „Geschichte der kgl. Stadt Mährisch-Neustadt" (1923), „Geschichte der kgl. Hauptstadt Olmütz bis zum Umsturz 1918", erschienen als Bd. 1 der von Erich Gierach herausgegebenen Sudetendeutschen Stadtgeschichten (Reichenberg, 1937) und erst nach seinem Tode veröffentlicht: „Verwaltungsgeschichte der Stadt Olmütz", mit einer Vorrede seiner Tochter Frau Luise Steiger-Kux (Olmütz 1942) und als sein umfangreichstes Werk, ebenfalls erst aus dem Nachlaß „Die deutschen Siedlungen um Olmütz", mit dem Untertitel: „ein volksbodengeschichtliches Quellenwerk" (Olmütz 1943). Schon die wenigen Hinweise dürften genügen, um uns zu überzeugen, daß wir allen Grund haben, diesen 100. Geburtstag nicht vorübergehen zu lassen, ohne dieses Mannes dankbar zu gedenken.

Dr. Richard Zimprich

SEPP SKALITZKY 60 JAHRE

Kurz nach dem Erscheinen seines Romanwerkes „Wallensteinsommer in Memmingen" im Jahre 1957 sagte der Süddeutsche Rundfunk in einem literarischen Kommentar: „Wenn man beim Lesen dieser fest und gutgebauten Geschichte immer wieder im Stil, also im Ausdruck, im Bild und im sprachlichen Rhythmus an die besten Erzählungen von Wilhelm Raabe erinnert wird, so ist das für einen Schriftsteller unserer Zeit hohe Anerkennung und besonderes Lob." Dieses Buch stellte unbestrittenermaßen einen Höhepunkt im dichterischen Schaffen Skalitzkys dar. Ihm verdanken wir nach der Vertreibung neben einem Weihespiel und einer Legende eine Vielzahl pointierter und liebevoll gestalteter Erzählungen, die in zahlreichen Zeitschriften fortlaufend erscheinen.

Auch in der Heimat erstreckte sich seine literarische Arbeit über zahlreiche sudetendeutsche, reichsdeutsche und österreichische Zeitschriften und fand ihren Niederschlag in mehreren Skizzenbänden aus dem Böhmerwald, unter denen „Waldheimat" die bekannteste war und dem Band Erzählungen „Menschen im Wald". Auch an ein Jugendbuch über „Robinson" und eine Sammlung echter Schwänke aus dem Böhmerwald sei in diesem Zusammenhang erinnert.

Die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag verlieh ihm zweimal einen Förderpreis, und seine Abhandlung über „Christian Heinrich Spieß", den Zeitgenossen Goethes, wurde von Erich Gierach in die „Sudetendeutsche Lebensbilder" aufgenommen.

Skalitzky ist am 30. Januar 1901 in Rothenbaum im Böhmerwald geboren, wurde Lehrer und hatte die hervorragenden Eigenschaften vieler sudetendeutscher Sprachgrenzlehrer, die Vorbild, Erzieher und schöpferische Menschen gleichzeitig waren. Zehn Jahre lang war er Bezirksobmann des Deutschen Kulturverbandes in Neuern, bekleidete das Amt eines Bürgermeisters in Markt Eisenstein und fühlte sich seiner Böhmerwaldheimat und der Volksgruppe in guten und schlechten Zeiten eng verbunden. Dichterisch von Hans Watzlik beeinflußt, hat er heute, im Allgäu lebend, zu jenen neuen Ufern gefunden, die seinem dichterischen Werk noch manchen Ankerplatz bieten werden. Dies Bewußtsein und die Tatsache des stets bewahrten Menschentums sind schöne Geschenke eines Sechzigjährigen, der damit zum Ausdruck bringt, daß wir noch manches von ihm erwarten dürfen.

REINHARD POZORNY

HISTORIKERKREIS DER ACKERMANN-GEMEINDE IM DIENSTE DER VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

Im Bestreben, das die Sudetendeutschen und die Tschechen Verbindende für einen Brückenbau von Volk zu Volk neu zu erspüren, hat sich der Arbeitskreis der Historiker in der Ackermann-Gemeinde bereits vor längerer Zeit das Thema gestellt: „Gemeinsames Schaffen von Deutschen und Tschechen in der alten Heimat". Eine zweite Studientagung im Zeichen dieses Leitthemas führte den genannten Arbeitskreis unter Mitbeteiligung des Arbeitskreises für Erzieher, Leitung Studienprofessor *Dr. Hans Kuderna* (München) Ende Oktober v. J. im Hause St. Johann am Wendelstein zu Brannenburg/Obb. zusammen. Bei diesen Zusammenkünften geht es im wesentlichen darum, in Referat und Aussprache bestimmte Zeiträume und Zusammenhänge oder manche Einzelfragen in der Geschichte der böhmischen Länder unter dem besonderen Blickpunkt zu untersuchen, ob und welchen positiven Ertrag sie für die Tatsache des Zusammenwirkens von Deutschen und Tschechen im Aufbau der gemeinsamen böhmisch-mährischen Heimat abwerfen.

Die Frage, „Gibt es ein Grundgesetz des böhmischen Raumes?" behandelte *Dr. Ferdinand Seibt*, München. Böhmen pflegt seiner landschaftlichen Struktur nach als Kessel bezeichnet zu werden. Man sprach auch von der Naturfestung Böhmen (Thompson) oder gar von der Zitadelle Europas. Diese letzteren Bezeichnungen geben dem „böhmischen

Kessel" vom Geographischen her bereits eine bestimmte geschichtliche Sinndeutung, ein Gesetz. Seibt glaubt nun feststellen zu können, daß der böhmische Raum wie jeder andere auch der Geschichte der dort lebenden Menschen sein Gesetz gibt. Zur rechten Sicht im Falle „Böhmen" bedürfe es aber neben der Beiziehung der Vorstellung vom Kessel der Berücksichtigung einer Reihe weiterer Faktoren — Seibt verwies u. a. auf die Bedeutung der Straße und der Nachbarschaft -, die am Raumgesetz mitgewirkt haben. Man hat auch über die Menschen in den böhmischen Ländern als solche Gesetze aufstellen zu müssen vermeint, die aber so unterschiedlich ausfielen, wie es der grundsätzlichen Einstellung der jeweiligen Betrachter gemäß gewesen ist. Hierher gehört neben Palacky's Auffassung vom notwendigen Gegensatz der Tschechen und der Deutschen, die er aus dem demokratischen Charakter jener und der aristokratischen Veranlagung dieser ableitet, ebenso wie Berthold Bretholzens These von der ständigen Blockbildung, die zunächst keine nationale Differenzierung kannte, dann aber — vom nationalen Gedanken überlagert — in Mißverständnisse hineinführte. Seibt glaubt, im Verfolg neuester Forschung, eine von einer Volksindividualität ausgehende Gesetzlichkeit verneinen zu können und von vielen als Typen zu bezeichnenden Möglichkeiten menschlichen Verhaltens sprechen zu müssen.

Das Referat „Deutsche und tschechische Wurzeln des böhmischen Musikantentums" von *Prof. Rudolf Quoika*, Freising, konnte wegen Verhinderung des Vortragenden leider nur aus dem Manuskript gelesen werden. Dem Autor geht es zunächst darum, den Musikanten als das ursprünglichere, volksnahe und kulturschöpferische Element vom Musiker abzuheben, der in vielem sicherlich vollkommener als jener ist, dafür aber in einer gewissen berufsmäßigen Abgehobenheit von der im Volke selbst pulsierenden Musikalität lebt. Quoika versuchte nun aufzuzeigen, wie sich deutsches und tschechisches Musikantentum im Verlauf der Geschichte entfaltet hat und wie es zur Sublimierung in die Kategorie des Musikers führte. Hier das Berufsorchesterwesen, wie es zuletzt das 19. Jahrhundert in Vollendung für die Aufführung der großen Symphonie herausgebildet hat. Dort die bis zum Zusammenbruch von 1918 populäre Militärmusik als weithin sichtbarer Ausdruck. Das Ganze natürlich durchwirkt von dem Nebeneinander und Miteinander zweier Völker, mit zahlreichen Beispielen belegt. Quoika meint, neben Deutschen und Tschechen in der Musikgeschichte der böhmischen Länder typische Utraquisten verzeichnen zu können, denen er u. a. den besonders durch sein der großen Wiener Operettenära verhaftetes „Polenblut" bekannten Oskar Nedbal zugerechnet wissen will.

P. Dr. Augustin Huber O. Praem., Königstein/Ts. - Kloster Schönau behandelte „Gemeinsames Schaffen von Deutschen und Tschechen auf kirchlichem Gebiet". Es ist eines der interessantesten Themen, bot sich doch gerade in Böhmen und Mähren die einzigartige Gelegenheit, das christliche Ethos im Lebensbereich zweier Völker zu verwirklichen, der oft genug zum Spannungsfeld wurde. Wie sich die im gemeinsamen Glauben gegründete Verbundenheit zunächst über Böhmens Grenzen hinweg, dann im böhmischen Raume selbst von der wechselseitigen Berührung bis zum gemeinsamen Dienst an der einen hohen Aufgabe verwirklichte, dafür ein sprechendes Beispiel für viele andere: Die beiden Bußprediger des 14. Jahrhunderts, der Deutsche Konrad Waldhauser und der Tscheche Johann Milič von Kremsier. Ein Freundespaar, das sich gemäß ihrer eigenen Volkszugehörigkeit in die Betreuung der beiden Bevölkerungsteile teilte. Als Waldhauser starb, predigte Milič auch den Deutschen, zu welchem Behufe er erst die deutsche Sprache erlernen mußte. Typisch für die Gesinnung eines Prager Erzbischofs: als 1882 die Prager Universität in eine tschechische und eine deutsche Universität geteilt wurde, wollte Kardinal Schwarzenberg die theologische Fakultät davon ausgenommen wissen, weil dies nach seiner Auffassung gegen den Geist der christlichen, vor allem der priesterlichen Grundhaltung in der nationalen Frage verstoße. Er konnte nicht ahnen, wie weit solche organisatori-

schen Trennungen 1938 geführt werden würden und wie dieses durch die Geschehnisse von 1945 noch in den Schatten gestellt wurde, daß dann die unter Ausschluß der Öffentlichkeit wirkende Brüderlichkeit über die künstlich gezogenen nationalen Schrankenn hinweg wirksam wurde, betonte der Vortragende mit der Aufforderung, hier die Sonde einer wissenschaftlichen Kleinarbeit untersuchend einzusetzen.

Zum Beschluß befaßte sich *Dr. Rudolf Mattausch,* Königstein/Taunus mit dem Thema: „Deutsche und Tschechen in der Entscheidung zwischen Landespatriotismus und Nationalismus 1848." Er zeigte auf, wie günstig damals und beachtliche Zeit hernach die Chancen auf beiden Seiten für eine, den Weg über den böhmischen Landespatriotismus gehende österreichische Staatsgesinnung gewesen sind, wie sie auf die Dauer aber den Wogen des andringenden Nationalismus nicht standzuhalten vermochten. Beachtenswert, daß eine Zeitlang der Austroslawismus noch als staatserhaltend anzusehen war, während die Deutschen in Böhmen schon abseits standen. Die Konsequenzen, die Mattausch aus 1848 für heute ziehen will: Die Frage nach den geistig verbindenden Grundlagen neu stellen, ebenso aber auch die Frage nach der Gestaltung der Zukunft aufwerfen, in der es in jedem Fall wieder die Berührung geben wird, ohne daß sich heute schon das Ausmaß genau bestimmen ließe.

W. D.

SUDETENFRAGE UND SOZIALDEMOKRATIE (SPD-Pressedienst)

Nicht allzu häufig ist im politischen Leben der Bundesrepublik dieses Bild anzutreffen: Ein Minister der Bundesregierung und führende Vertreter der sozialdemokratischen Opposition bemühen sich, von redlichem Willen beseelt, um die Klärung nationalpolitisch wichtiger Fragen und dies in einem Geiste, der mehr Verbindendes als Trennendes sichtbar werden läßt. Nicht ohne Spannung sahen der Bundesvorstand, das Präsidium der Sudetendeutschen Landsmannschaft und Mitglieder des Präsidiums der Deutschen Sozialdemokratie dem Gespräch entgegen, das, schon lange vereinbart, am letzten Wochenende in der als Gastgeber zeichnenden Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt stattfand. Das Experiment ist gelungen. Beide Gesprächspartner legten in aller Freimütigkeit ihre Auffassungen dar, und es stellte sich — manchem Teilnehmer vielleicht zur Überraschung — heraus, daß sowohl die Sozialdemokratie als auch die Landsmannschaften weite Wegstrecken der jetzigen und künftigen deutschen Politik gemeinsam zurücklegen müssen, sollen die auf uns zukommenden Gefahren gebannt und die Bahn für seine gesicherte Zukunft eines freien, heute noch gespaltenen Deutschlands geebnet werden. Der Geist eines Friedrich Ebert und eines großen sudetendeutschen Sozialdemokraten, Josef Seliger, wurde hier beschworen, Männer, zu ihren Lebzeiten verkannt, heute als deutsche Patrioten anerkannt.

Der stellvertretende Parteivorsitzende Herbert Wehner fand in seinem einleitenden Referat keinen Widerspruch, als er auf die Notwendigkeit einer von allen politischen Kräften unseres Volkes gemeinsam zu erarbeitenden Grundlage für die beste Lösung übergeordneter nationalpolitischer Fragen hinwies. In der Rangordnung der deutschen Politik nimmt das Sudetenproblem zwar nicht die erste oder zweite Stellung ein. Die Sudetendeutschen wissen es auch. Aber sie wollen auch nicht, wie der Vorsitzende ihrer Landsmannschaft, Bundesminister Seebohm, es bildhaft ausdrückte, die Letzten als Angeschmierte sein, dazu verurteilt, schließlich allein die Zeche für die Rechtsbrüche des Dritten Reiches bezahlen zu müssen. Hier hat sich die Solidarität der deutschen Nation, des Ganzen für seine Teile zu bewähren.

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft unterscheidet sich von den übrigen Landsmannschaften durch ihre geschichtlich bedingte Sonderstellung. Seit vielen Jahrhunderten bewohnten die Sudetendeutschen die böhmisch-mährisch-schlesischen Randgebiete. Der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie im ersten Weltkrieg führte zur Gründung der Tschechoslowakei, eines Staa-

tes, dem schon bei seiner Geburt der Todeskeim innewohnte. Dreieinhalb Millionen Deutsche, also mehr als Dänemark Einwohner zählt, wurden, ohne gefragt zu werden, unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes zu Bürgern zweiter Klasse degradiert. Im richtigen historischen Zusammenhang gesehen, ist die Vertreibung der Sudetendeutschen nach dem zweiten Weltkriege nicht ein Strafakt für die Vergewaltigung des Selbstbestimmungsrechtes des tschechischen Volkes durch Hitler gewesen, sondern eine Fortsetzung des Unrechts von 1918. Die geistige Austreibung von dreieinhalb Millionen begann mit der Antrittsrede des Präsidenten Masaryk nach seiner Rückkehr aus dem Exil, worin er die Deutschen Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens als „Emigranten und Kolonisten" bezeichnete, eine mit den historischen Tatsachen im Widerspruch stehende Behauptung. Dieses verzerrte Geschichtsbild ist Hitler zugute gekommen, es legte den Boden für Ressentiments und verurteilte die Bemühungen der Mehrheit der Sudetendeutschen nach friedlich-innerpolitischer Überwindung des seit 1918 gegebenen Unrechtszustandes zum Mißerfolg. In der Weimarer Republik wußte man zu wenig davon, man nahm daran keinen Anteil, die Sudetendeutschen galten bei vielen Deutschen als Tschechen oder als Nationalisten. Im außenpolitischen Bewußtsein der deutschen Demokratie die Kenntnis der Probleme des böhmisch-mährischen Raumes zu einem festen Bestandteil zu verankern, scheint daher unerläßlich zu sein.

Die Deutsche Sozialdemokratie als eine meinungs- und politisch-bildende Kraft, ist bemüht — dies bedingt schon ihre Grundhaltung in nationalpolitischen Daseinsfragen — das Ihre zur Verwirklichung des Rechts auf Heimat und Selbstbestimmungsrecht zu tun. Sie sieht hier unveräußerliche Rechte, die wohl zeitweilig verletzt, aber nicht für immer aufgehoben werden können. Ein Verzicht darauf wäre kein Beitrag für die Sicherung des Friedens und keine Gewähr für ein harmonisches Neben- und Miteinanderleben der Völker. Dabei betrachtet sie es nicht als ein Naturgesetz, daß alle Glieder einer Nation in einem Staat vereint sein müssen.

Es hat schon sein politisches Gewicht, wenn die Sudetendeutsche Landsmannschaft und die SPD bei diesem Gespräch in folgendem übereinstimmen:

1. Die Sudetendeutsche Frage ist durch die Vertreibung der Sudetendeutschen nicht erledigt. Diese Vertreibung war widerrechtlich; sie muß auf friedlichem Wege wieder gutgemacht werden, ohne daß anderen Menschen aufs neue Unrecht geschieht.

2. Wiedergutmachung der Vertreibung heißt: Rückkehr der Vertriebenen, d. h. Verwirklichung ihres „Rechts auf die Heimat".

3. Das Recht auf die Heimat kann erst dann als verwirklicht gelten, wenn alle politischen und menschlichen Freiheitsrechte *in* der Heimat verwirklicht und gewährleistet sind.

4. Neben dem Recht auf die Heimat wird der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes des Volkes verfochten.

5. Das Selbstbestimmungsrecht ist eine umfassende Idee; sie läßt in gegebenem Fall verschiedene staats- und völkerrechtliche Lösungen zu.

6. Die Feststellung, wonach Deutschland in den Grenzen von 1937 rechtlich fortbesteht, schließt das sudetendeutsche Heimat- und Selbstbestimmungsrecht nicht aus.

7. Die offene Entnationalisierung der heute noch in der CSSR zurückgehaltenen Deutschen widerspricht den Grundrechten eines auf Menschenrechten gegründeten Volksgruppenrechts, zu denen sich die SPD in ihrem Godesberger Grundsatzprogramm bekannt hat.

Diese hochbedeutsame Erklärung trägt der Sonderstellung der Sudetendeutschen Rechnung, sie stellt das Verhältnis zwischen Landsmannschaft und der Sozialdemokratie auf eine Grundlage, auf der gegenseitiges Vertrauen gedeihen und gemeinsames politisches Wollen über alle Unterschiede hinweg sich entfalten können. Darin liegt der Gewinn dieser Begegnung; sie riß, wenn sie überhaupt bestanden, Barrieren nieder, fegte Mißverständnisse hinweg, förderte den Geist der Toleranz und des gegenseitigen Respekts. Gerade das brauchen wir in der deutschen Politik.

VERHEISSUNGSVOLLE ENTWICKLUNG EINES JUNGEN AUTORS

Zu Herbert Schmidt-Kaspars neuer Erzählung „Schnee im Oktober"

Nach seinem ersten Erfolg, dem Roman „Wie Rauch vor starken Winden" (Bertelsmann-Verlag 1958), worin Herbert Schmidt-Kaspar in faszinierender Weise und mit einer Sprachkraft, die aufhorchen ließ, das Schicksal einer deutschen Stadt in Böhmen in jenem unseligen Jahr der Vertreibung literarisch zu bewältigen suchte, hat er nun die Erzählung „Schnee im Oktober" (Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn, in der Reihe „Salzers Volksbücher", DM 2.80) veröffentlicht und damit seine Stellung unter den ersten Schriftstellern der jungen Generation ohne Zweifel bestätigt. Was ihm da gelungen ist, wird sicher von vielen als ein kleines Kunstwerk dankbar entgegengenommen werden. Es führt uns in die dumpfe und gärende, aber auch durchsichtig helle, lebenswarme und frohe Welt junger Menschen, die nach Bestätigung und Antwort auf ihre ungelösten Fragen suchen. Wie heftig Zwang und jugendlicher Freiheitsdrang aufeinander prallen, erleben wir im Schulinternat, dessen Atmosphäre der Autor aus eigener Erfahrung sehr genau zu kennen scheint und wovon er mit einem psychologischen Einfühlungsvermögen zu erzählen weiß, das an Robert Musil („Die Verwirrung des Zöglings Törless") erinnert. Schmidt-Kaspar allerdings bleibt in seiner Aussage zurückhaltender; er deutet nur vorsichtig, dabei doch sehr prägnant an und überläßt es mehr dem Leser, Liebe und Haß, Not und Freude, Lust und Leid junger Menschen innerlich nachzuempfinden. Er erzählt in seiner ihm eigenen Sprache, und es ist beglückend, von Jahr zu Jahr immer deutlicher seine eigene Handschrift sich entfalten zu sehen. Sein Stil ist knapp, gedrängt, dabei durchaus nicht überfrachtet; er schreibt „nicht dumpf und unbedacht, sondern in klaren, heißen Sätzen", wie er selbst seinen Helden in der Erzählung einmal sagen läßt. Der Leser hat den Eindruck, daß der Verfasser beim Überarbeiten seines Manuskripts eher ein Wort, ja ganze Passagen streicht, statt daß er auch nur e i n Wort hinzusetzt. So gewinnt seine Sprache an Schärfe und Kontur, wird wahrhaft Form.

Der Erzählung ist ein Wort Hugo v. Hofmannsthals vorangestellt: „Wie kann das sein, daß diese nahen Tage fort sind, für immer fort und ganz vergangen?" Hier ist dem Verlag allerdings ein bedauerlicher Fehler unterlaufen; im Druck heißt es sinnwidrig „... und ganz vergessen?"; eben gerade v e r g e s s e n sollten diese Tage junger Liebe, peinigender Not, quälenden Hasses, des ersten Selbsterkennens und Bewußtwerdens nicht sein. Es bleibt die Aufgabe der Dichter, uns diese Jahre des Werdens und Reifens gegenwärtig zu halten und zu deuten. Mit seiner Erzählung „Schnee im Oktober" trägt Herbert Schmidt-Kaspar zur Erfüllung dieser Aufgabe bei.

JOHANNES GANDELA

Von ANTON ENDERS hat der Mannheimer Musik-Verlag GmbH., (Mannheim, Richard-Wagner-Straße 6) ein Quintett für Flöte, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott unter der Archiv-Nr. 14-60 herausgebracht. Die Komposition zeigt sehr viel Geschick in der Satztechnik mit interessanten Einfällen, eine gute Konzentration und ist außerdem sehr klangstark. Besonders der dritte Satz (scherzo), der gleichzeitig Schlußsatz ist, kann als besonders gut bezeichnet werden. Die Komposition dürfte allgemeines Interesse finden. Spieldauer ca. 9 Minuten.

DOKUMENTE ZUR SUDETEN-DEUTSCHEN FRAGE 1918 - 1959

Herausgegeben von der Hauptstelle der Ackermann-Gemeinde

(München 23, Beichstraße 1. 134 Seiten, 109 Dokumente DM 3.—.)

Die von Dr. Ernst Nittner und Dr. Dr. Kurt Rabl zusammengestellte Sammlung von Dokumenten zur sudetendeutschen Frage, beginnend mit den 14 Punkten Wilsons und bis in die jüngste Zeit reichend, ist von unschätzbarem Wert für die praktische Aufklärungsarbeit und zeitgeschichtlichen Studien, die im Rahmen der Bemühungen um die Bewältigung der jüngsten Vergangenheit an vielen Stellen, leider nicht immer sachkundig, gemacht werden. Der im Format Din A 4 herausgegebene Band enthält deutsche und ausländische Dokumente in deutscher Übersetzung, leider nicht immer vollständig, aber ausreichend, um Einblick in die Vorgänge der dreißiger Jahre zu gewinnen. Die Stellung der Sudetendeutschen Partei zu Nationalsozialismus und Reich wird deutlich beleuchtet ebenso die Vorgänge in der eigentlichen Krisenzeit, wobei die Rolle der Franzosen und Briten klar herausgestellt wird. Leider wird ja auch in binnendeutschen Kreisen die Sudetenfrage häufig als eine vom Nationalsozialismus erfundene und hochgespielte Frage angesehen, wobei die geschichtlichen Wurzeln und die innenpolitischen Vorgänge in der Tschechoslowakei nach 1918 übersehen werden. Die Coolidge-Dokumente von 1919 sind ebenso wichtig, wie die Berichte Lord Runcimans im Jahre 1938. Ebenso deutlich wird auch aus den offiziellen Reichsdokumenten, daß es Hitler offenbar weniger um das sudetendeutsche Selbstbestimmungsrecht als um die Zerschlagung der Tschechoslowakei zu tun war. Nicht minder wichtig ist der Beweis, daß das Münchener Abkommen lediglich die schon am 21. September erfolgte Zession sudetendeutschen Gebietes bestätigte, die die Westmächte der tschechischen Regierung abgerungen hatten, woraus sich ergibt, daß die Ablehnung des Münchener Abkommens die Notwendigkeit einer Lösung der sudetendeutschen Frage nicht aufheben kann, die vorher bestand und Anspruch auf Lösung hatte, zumal man den Sudetendeutschen das Selbstbestimmungsrecht verweigert hatte. Man kann dieser Dokumentation nur eine weite Verbreitung wünschen; für eine Neuauflage sei eine Erweiterung und vollständige Wiedergabe *aller* Dokumente angeregt.

DR. VIKTOR ASCHENBRENNER

Karl Norbert Mrasek / Adam Kraft:

SUDETENLAND, MÄHREN UND SCHLESIEN

145 Bilder der unvergessenen Heimat

(Augsburg, Adam Kraft Verlag, 1960. 30 S. Text und 145 Bilder, DM 5.80.)

Die ostsudetischen Gebiete Mähren-Schlesien kommen in fast allen Publikationen über das gesamte Sudetenland zu kurz. Die Zahl der Bilder ist meist geringer als es den landschaftlichen Schönheiten, Bauten und Kunstwerken entspricht. Es mag dies in der schwierigeren Beschaffung geeigneten Bildmaterials, weniger in der geringeren Kenntnis dieser Gebiete begründet sein. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß nun der Kraft Verlag einen Bildband in neuer Folge vorlegt, der Landschaft, Städtebau, Volkstum und Brauchtum widerspiegelt. Der Brünner Karl Norbert Mrasek gibt einen Überblick über Kunstwerke und Kunstschaffen dieser Landschaften, deren nördliche nach Breslau und Niederschlesien, deren südliche aber nach Wien und Österreich tendierten. In Mähren ist manche deutsche Siedlung des Mittelalters im 19. und 20. Jh. tschechisiert worden, aber im Bewußtsein der Bevölkerung lebendig geblieben. In zahlreichen Landschaften wie Kuhländchen, Schönhengst, Theßtal, Iglau, Wischau u. a. waren die Trachten noch in jüngster Vergangenheit lebendig. Die Auswahl der Bilder ist ausgewogen und offenbart den vielgestaltigen Charakter der ostsudetischen Kulturlandschaft, von deutschen Stämmen in acht Jahrhunderten geformt und geprägt. Dr. V. A.

Josef Preußler

WANDERUNGEN UM REICHENBERG, ERINNERUNGEN AN EINE UNVERGESSENE LANDSCHAFT

(Augsburg, Adam Kraft Verlag, 1960, Neubearbeitete Auflage, 182 S., mit 19 Bildern auf Kunstdruckpapier, kart.)

Die hier vorgelegten Schilderungen leiteten 1931 die neue Heimatkunde des Kreises Reichenberg ein, zu der Prof. Erich Gierach die Anregung gegeben hatte. Landschaft, Wirtschaft, Kultur, Wesens- und Eigenart der Bewohner werden liebevoll und gründlich von dem bekannten Heimatforscher gezeichnet, wofür ihm alle Heimatfreunde tiefen Dank wissen werden. Ein Büchlein, das keiner Empfehlung bedarf, sondern nur der Liebe zur Heimat, die uns verwehrt ist. V. A.

SUDETENDEUTSCHE WEIHNACHT

Ausgewählt und eingeleitet von Viktor Karell, Scherenschnitte von Ernst Potuczek-Lindenthal

(Bad Homburg v. d. H. Verlag „Das Viergespann" 1959. 223 S. Lw. DM 7.80.)

Unter den zahlreichen sudetendeutschen Autoren, die mit Gedichten oder Prosa vertreten sind, seien genannt: Bacher, Brehm, Görgl, Hohlbaum, Kolbenheyer, Leppa, Leutelt, Lindenbaum, Mally, Merker, Mühlberger, Rilke, Schaukal, Scholz, Stifter, Waltzlik u. a. m. Viktor Karell hat mit dieser Sammlung nicht nur eine ebenso brauchbare wie schöne Auswahl zur Gestaltung von sdt. Weihnachtsfesten geschaffen, sondern gleichzeitig die tiefe und innige Beziehung der Sudetendeutschen zu dem Feste menschlicher Liebe und Friedensverkündung sichtbar gemacht. Das im Volk hochgehaltene Brauchtum aller Landschaften wird lebendig, aber ebenso spiegelt sich Sinn und Wirksamkeit des Festes in dichterischer Aussage. Ein Buch von Weihnachten, das die Herzen zu wärmen vermag und das nachdenklich macht gegenüber der Kommerzialisierung dieses Festes in unserer Zeit.

Dr. Viktor Aschenbrenner

NUR WER DIE HERZEN BEWEGT, BEWEGT DIE WELT

Kleine Lebensweisheiten für alle Tage des Jahres, ausgewählt von Erhard J. Knobloch (Aufstieg Verlag, München, 1960. 110 S. kart. DM 3.60, Halbleder-Geschenkband 5.80 DM.)

Für 365 Tage des Jahres Sinnsprüche von 70 bedeutenden ostdeutschen Persönlichkeiten. Unter ihnen finden sich folgende Sudetendeutsche: Bernhard Bolzano, Marie von Ebner-Eschenbach, Johannes von Saaz, Karl Kraus, Alfred Meißner, Walter von Molo, Erwin Ott, Karl Postl (Sealsfield), Josef Rank, Rainer Maria Rilke, Johann Schicht, Adalbert Stifter, Bertha von Suttner, Hans Watzlik, J. Freiherr von Zedlitz, und aus dem Sudetenraum Johann Ados Comenius, Karl IV. und Ferdinand von Saar. Der Leitspruch stammt von Ernst Wiechert. — Eine gediegene Sammlung gedankentiefer Aussprüche. Dr. V. A.

BOHEMIA

Jahrbuch des Collegium Carolinum, Band I *München, Verlag Robert Lerche, 1960. 452 S. Lw. gbd. DM*

Das C. C., Forschungsstelle für die böhmischen Länder hat den ersten Band einer wissenschaftlichen Reihe vorgelegt, die die ehemals vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher in zwangloser Reihenfolge fortsetzen will. Einleitend behandelt Theodor Mayer, der Nichtsudetendeutscher, aber durch seine Prager Lehrtätigkeit mit den Problemen eng Vertraute, das Thema „Böhmen und Europa". Die Autoren sind der Wissenschaft wohl bekannt, wie Weizsäcker, Schwarz, Zatschek, Rabl, Bachmann u. a. Neben Einzeluntersuchungen steht das deutsch-tschechische Problem als ganzes und im gegenwärtigen Stand im Vordergrund: Prof. Wierer beleuchtet aus tschechischer Sicht die psychologische Einstellung der Tschechen zum sudetendeutschen Problem. Neuwirth deckt in seinem Beitrag „Begegnungen im böhmischen Raum" manche Hintergründe

politischer Vorgänge auf und Rabl steuert neue Dokumente zur Sudetenkrisis 1938 bei. Der Neuwirthsche Beitrag fesselt nicht nur durch die Darstellungsweise, er erregt auch durch seine vielfach bisher unbekannten Einzelheiten trotz aller Ichbezogenheit des Verfassers berechtigtes Interesse der Historiker und Politiker. In die gegenwärtigen Fragestellungen führt noch stärker der Beitrag von Hölzle „Rußland und die Entstehung der Tschechoslowakei" ein, sowie die Mitteilungen von Erich und Hilde Bachmann über die Ausstellung „L'Art ancien en Tchécoslovaquie" in Paris 1957. Nachrufe enthält der Band für Wostry, Beer, Hugelmann und Fritz Machatschek. Zum 60. Geburtstag gedenkt Augustinus K. Huber des in Königstein wirkenden Prälaten Adolf Kindermann. Berichte über das C. C., das Sudetendeutsche Mundartenwörterbuch (F. Beranek) und ein Bibliographie (Rudolf Hemmerle) über Erscheinungen und Dissertationen zu den böhmischen Ländern schließen das erste Jahrbuch ab, das durch Umfang und Gehalt wohl zur wichtigsten Publikation nach 1945 auf dem Gebiete wisschenschaftlicher Arbeiten geworden ist, zugleich Beweis fortwirkender Kraft des Prager Universitätsgeistes. Dem Buch ist eine weite Verbreitung in Universitäts- und wissenschaftlichen Büchereien zu wünschen.

FREIHEIT NACH MASS

Schriftenreihe der Ackermanngemeinde, Heft 13, München 1959, 94 S. DM 2.—.

VOLK, NATION UND STAAT

ebda. Heft 14, 68 S. DM 2.—.

Die beiden Berichte der Ackermanngemeinde enthalten Vorträge zweier Jahrestagungen von Emil Franzel, Otto Mauer (Wien) Hans Schütz (München) und Walther Kampe (Limburg), Otto von Habsburg, Peter Dürenmatt (Basel) Zeugnisse ernster Bemühung um Gewinnung neuer geistiger Grundlagen, getragen gleicher Weise von Liebe zur Heimat und Verständnis für den tschechischen Partner. Solche Veröffentlichungen bedürfen keiner Empfehlung, sie sind wichtiges Material zu den Grundfragen unserer Volkstumspolitik.

Dr. Viktor Aschenbrenner

Extracts from some Articles of the Present Issue

Emil Merker: RUDOLF KAUSCHKA, MOUNTAINER, ATHLETE, LYRICAL POET

To commemorate the first anniversary of Kauschka's death on 2nd April, 1961, Ernst Merker here draws a sketch of that lovable son of the Sudetenland. After the boy had got aware of his love of the mountains in the Jeschken, Iser, and Riesengebirge, he soon turned to Alpine summits, the first of which he did at the age of 24 in the Dolomites. The list of his exploits continuing through several decades accounts for the high esteem in which he was held in the Austrian and the German Alpenverein — a summit in the Eastern Tyrol bears his name. When expelled in 1947 he took refuge at Kempten in the Allgäu, and the indefatigable climber had soon mastered the chains of his new home. He was a great athlete besides, winning many prizes in javelin and discus throwing and in shot-put, and

a champion in winter sports (European First Prize in 1914, German Champion etc., and numerous prizes in skiing), obtaining prizes in tobogganing at Füssen and Aach still in the last year of his life.

Strange to say, Kauschka was a poet to boot. Already in the "Deutsche Arbeit" edited by Professor August Sauer in Prague early in the century, a number of his poems showing real lyrical value were published, and still after his expulsion his name was not wanting in the Expellees' anthologies ("Heimat meine Erde", "Wir Sudetendeutschen", "Aber das Herz hängt daran", etc.). Two slender lyrical volumes centering around his experience of nature are before him, says Merker.

His prose writings breathe the same close relationship to nature. His manual "Wandern und Klettern" still teaches old and new friends of the mountains to deal soundly and properly with them. Two short stories relate mountaineers' fates in a moving way.

Ernst Merker, a personal friend of his, tells of his sincerity, modesty, and human warmth. When they met for the last time, he wished to be taken away quickly without becoming a burden to himself and to those who would have to take care of him — he was 76 years then. He died of heart failure just having announced his visit to Merker, which was never to come to pass. Kauschka's poem "Solitary Night" follows the article.

Egon Schoß: RUN TO MOTHER'S FLAX PLOT . . .

The author recalls scenes of village life experienced in his childhood in old Austrian Silesia (i. e. Eastern Sudetenland). There were those nightly gathering of hard-working farmhands and cottagers in Grandfather's room sparsely lit by chips of pine-wood; there were their stories of bewitched countrywomen gathering berries and of more gruesome spooks. The boy having listened to such tales hears uncanny noises following him through the night, when he is making his lonely way home. The lights of Ottmachau in Prussian Silesia glitter consolingly across the open plain into his native hills, but isn't there a cry "Come and help"? It makes him think of that baker who is said to have driven his bread waggon into the pond near by. There is the bend where the White Woman is said to be sitting — and isn't that the Wild Huntsman without a head and followed by his pack of hounds? They say marjoram and snapdragon worn near your heart will give you protection. Three workers of Saalberg once followed him, suddenly he was far away stretching to his terrible towering height and giving so gruesome a whistle that they were frightened to death and thrown on their sickbeds for weeks.

The boy's thoughts go back to his great-grandparents when he sees the lights of their village in the distance, and he remembers a story they told him: A cocky country girl once ventured to call the hunting Fiend by name, at the same time unleashing and setting their big dog at him. When she had returned to the spinning-room, suddenly a joint of meat was thrown in through the window and some-

one was calling: "You have helped me in my hunt, now help me carry (the quarry)!" Nobody could lift up the joint. The parson advised the farmer to erect a cross, then to carry the meat into the open air when the Wild Huntsman was hunting, and to call: "There's no parsley with it!" And in this way they succeeded in getting rid of that joint.

But the poor hunted soul was saved if it could take refuge in a flax plot on which snapdragon was growing. Quite clearly a voice had been heard calling out that old rhyme on a wild night: "Run to Mother's flax plot, there's snapdragon growing, if it touches your red coat, out of his fist you are going" (verbatim: . . . if it touches your red dress, you'll escape out of his hand").

Now the boy is approaching Gurschdorf — some men had tried to secure a treasure there by help of a divining-rod, and success depended on their saying not a single word. But frightened by the appearance of some ghostly men erecting a gallows, one of them uttered a word of prayer, and the treasure almost won was lost. And now the boy is nearing a place where there had been a real gallows formerly. He remembers what old Hanich once told his Grandfather of the man who had hanged himself and whom he had seen kneeling there looking up to Heaven with the saddest of faces . . . He is passing a meadow where some dancing witches are said to have made a fiddler strike up for them; when he murmured a prayer, he lost his senses — in the morning he woke up lying under a gallows in far Hungary. But now he crosses a bridge and is in Friedeberg, his destination . . . there's the square church-tower, and there the Virgin's Column on the market-place with its old houses.

Xaver Schaffer: WOMAN IN MODERN LIFE

Remarks on an art competition and exhibition.

Madame Helena Rubinstein, owner of the famous business firm, collector, Maecenas, had held out prizes for West German artists dealing with "Woman in Modern Life", which totalled 50 000 DM, a sum by far exceeding what as yet cities or private donors have offered. Thus the number of young competitors could be expected to be great, the great number could be expected to contain works of artistic importance, and we were quite curious to see how the prevailing abstract trend would deal with the theme. From the 1266 works submitted 100 pictures were selected for exhibition, they represent almost all trends from impressionism onward; and we are told that 5 ballots were needed to find out the 30 pictures that were deemed worthy of a prize.

The first prize (more than 20 000 DM) was adjudged to Erhard Michel, a Sudeten German, and the jury was unanimous in this case. The winner was born near Brüx in 1928, there he went to the primary school and grammarschool, he was an assistant anti-aircraft gunner during the war; after his expulsion he worked as lumberman and dishwasher, then he became a drawing-master at Nuremberg. Today he lives at Fiegenstall in Bavaria and is a member of the Artists' Guild at Esslingen.

We will refrain from details as to the second and third prizes, since opinions diverge widely. There is, however, no justification for raising reproaches against the jury in such

a way, as some students of the Academy in Munich did, who objected to the jury, the prizes awarded, and the pictures exhibited in the City Gallery. They showed their pictures, which had been refused, immediately before the gates of the City Gallery, which, in itself, certainly does not constitute a crime. But the protest of these young people is weakened by their assertion that the Exhibition in the Gallery, with a few exceptions, contains only pornography and trash.

However, there remains the question whether this exhibition, which is also to be shown abroad, gives a really representative cross-section of the artistic aims of our young generation; and it seems also questionable whether the expectations concerning the interpretation of the theme have been fulfilled. Nobody can rightly say that a woman's portrait or a nude, as such, do justice to it. This objection must also be raised against one of the pictures of the first prize-winner, though they all evidence his craftsmanship, and the most shocking of them, the "Bathing Girl", seems to be a really good picture. Speaking generally, it is astonishing to see how seldom and how unimpressively the loving wife, or the mother, or the sportswoman, or the woman at work have been represented. Are these things really so unimportant in the life of modern woman?

Among the artists who tried to approach their subject through modern means of expression the author mentions the Sudeten Germans Oskar Kreibich and Ernst Wild, and he seems to have greatly enjoyed the painting "Picture without a Title" by Gertrud Losert, who was born in Munich in 1939: Almost in white and black the window rows of a city thoroughfare rise in the background, the modern city's strict order is aptly rendered by the means of cubism; but the figures of the women mounted on that stern background, with their soft and swinging lines, in felicitous expressionism counterbalance that abstract rigidity, they seem to float in space.

Zu den Autoren dieses Heftes:

Inge Thiele, Eßlingen/N., Schlesierstraße 11.

Hermann Ullmann †

Dr. Bruno Schier, Münster in Westfalen, Auf dem Draun 57.

Eduard Frank,
Wettringen/Westfalen, Maiering 1.

Dr. Egon Schoß, Horn, Niederösterreich

Xaver Schaffer, München 13, Schellingstr. 135

Dr. Ernst Schremmer, Eßlingen/N., Weberstraße 1.

Rudolf Kauschka †

Dr. Emil Merker, Ebratshofen, Kr. Lindau.

Dr. Richard Zimprich, Studienrat, Neu-Ulm, Reuttierstraße 61.

Reinhard Pozorny, München 13, Schleißheimerstraße 266.

HINWEISE

Der Todestag von Ilse Ringler-Kellner ist der 25. August 1958, (nicht Oktober 1958, wie in dem Beitrag von Erna Blaas auf Seite 273 u. 317 Jhg. II, Heft 4 angegeben wurde).

In dem Beitrag von Walter Brand muß es auf Seite 290 im Heft 4 des letzten Jahrganges in Zeile 17 richtig heißen: „Während der Jahresumsatz im Anfang gleich Null war, überschreitet er im Jahre 1960 die 200 Millionen-Grenze ... usw. Wir bitten die Leser um frdl. Nachsicht.